

BERGISCHES FREILICHT *BLICK* MUSEUM



**Historische Landnutzung
aus ökologischer Sicht**

Heft **7**

FREILICHTBLICK

- eine Zeitschrift, die ...

- * regelmäßig über die Entwicklungen im BERGISCHEN FREILICHTMUSEUM LINDLAR berichtet
- * Arbeit und Alltagsleben der bäuerlich-handwerklichen Kultur schildert
- * den ökologischen Schwerpunkt des Museums „beleuchtet“
- * die Mitarbeiter vorstellt
- * auf Veranstaltungen des Fördervereins hinweist und einlädt
- * Beiträge zur Geschichte der Region liefert
- * Rezepte aus dem Bergischen vorstellt
- * mundartliche Beiträge gerne annimmt
- * Leserbriefe und -beiträge veröffentlicht

Heft 7
Juni 1994

herausgegeben vom
VEREIN DER FREUNDE UND
FÖRDERER DES BERGISCHEN
FREILICHTMUSEUMS LINDLAR,
Borromäusstr. 1 · 51789 Lindlar

IMPRESSUM

Redaktion:

Martin Becker (BE)

Dr. Josef Mangold (MA)

Brigitte Trilling-Migielski (TR)

Robert Wagner (WA)

Dieter Wenig (WE)

Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Jürgen Dreiner, Marianne Frielingsdorf,

Frank Herhaus, Dr. Gero Karthaus, Dr. Sabine Schachtner,

Anne Scherer, Dr. Britta Schmitz, Friedrich Schöbel,

Annette Schrick

Titelfoto:

**Schulwandbild „Frühling“ aus der Sammlung Cüppers,
Schulmuseum Bergisch Gladbach - Katterbach**

(li. u.: Hirts Anschauungsbilder No. 1 Frühling.
Künstlersteinzeichnung von Walter Georgi.

re. u.: Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau

Druck: Graphische Kunst-Anstalt

Gebrüder Arnold, Leipzig)

signiert: W. Georgi Leipzig 1903

ViSdP

Robert Wagner

Druck:

Druckerei Braun, Lindlar

- Gedruckt auf chlorfreiem Papier -

INHALT

. . . nach Redaktionsschluß . . .	4
- Marianne Frielingsdorf erhält den Rheinlandtaler - „Gruben, Hütten und Hämmer im alten Lindlar“	
Historische Landnutzung aus ökologischer Sicht	5
Zur Ökologie der bäuerlichen Kulturlandschaft	6
War die Niederwaldwirtschaft ökologisch? Gedanken zur Fortführung einer historischen Waldnutzungsform	12
„Die Bergrücken sind holzleer...“ Die Waldschädigung durch die Köhlerei	16
Steinbrüche im Bergischen Land Hochschützenswerte Biotope seit Alters her?	20
„... in Folge der zufließenden Fabrikwässer längst der letzte Fisch gestorben...“ Umweltbelastung durch die Papierindustrie	23
Ökologie im Bergischen Freilichtmuseum	30
DAS STICHWORT: Ökologie	31
Heilkräuter aus der Natur Echte Kamille (<i>Matricaria camomilla</i>) Spitzwegerich (<i>Plantago lanceolata</i>)	37
„Alt-Hohkeppel, Historisches und Histörchen“	39
„... daß die galge aufgerichtet worden ...“	42
FERN-BLICK: Die Papiermühle Alte Dombach - Standort des Rheinischen Industriemuseums	44
DAS PORTRÄT: „...so ein altes Haus atmet Geschichte...“ Martin Becker im Gespräch mit Maurer Bernd Dues	46
RÜCK-BLICK	48
Ein bergisches Rezept	50
Neue Publikation des Bergischen Freilichtmuseums Barbara Salomon-Liebeck: Haus, Hof und Flur.	51

... nach Redaktionsschluß ...

Marianne Frielingsdorf erhält den Rheinlandtaler



Nicht wenig überrascht war Marianne Frielingsdorf, als sie die Nachricht bekam, der Landschaftsverband Rheinland wolle sie 1994 mit dem Rheinlandtaler auszeichnen. Sie nehme die Auszeichnung gerne an, weil sie darin eine Chance sehe, die Ideen des Naturschutzes zu stärken, berichtete sie der Redaktion des FREILICHTBLICKS. Dabei hatte die Lindlarerin beruflich wenig mit Naturschutz zu tun: als gelernte Kinderpflegerin arbeitete sie in einer Sonderschule in Bergisch Gladbach. Die Liebe zur Natur sei von ihren Eltern geweckt worden, die Notwendigkeit, sich für den Erhalt alter bergischer Pflanzen einzusetzen, habe sie 1974 bei der Entstehung des Lindlarer Industrieparks Klausen erkannt, in dessen Nähe sie 1953 geboren wurde. Unermüdlich weitergegeben hat Marianne Frielingsdorf ihre Kenntnisse bisher in zahlreichen Exkursionen des oberbergischen Naturschutzverbands, der Volkshochschule, der Gemeinde und des Freilichtmuseums.

„Gruben, Hütten und Hämmer im alten Lindlar“

so lautete das Vortragsthema von Günter Jacobi, Mitglied der Geschichtswerkstatt Lindlar, bei der Mitgliederversammlung des Fördervereins am 21. Januar. Immer wieder hatte die Montangeschichte die Phantasie der Geschichtswerkstatt beflügelt, und so sprang der Funke jetzt auch auf die Zuhörer über: Mit großem Interesse erfuhren sie u.a. vom Bergwerksunglück auf dem Kuhzell. Dort nämlich wurde 1848 die Nischenkapelle errichtet zum Gedenken an die hier eingestürzte Eisenerzgrube, welche viele Bergleute unter sich begraben haben soll. Zur Zeit ist die Geschichtswerkstatt damit beschäftigt, diese Überlieferung zu erforschen. Das Foto zeigt die Kapelle zwischen 1933 und 37 vor der Renovierung.



Historische Landnutzung aus ökologischer Sicht

Das Freilichtmuseum wird bäuerlich-handwerkliche Kultur des Bergischen Landes und den Haushalt der Natur, die Ökologie in diesem Landschaftsraum, veranschaulichen. Unter bäuerlich-handwerklicher Kultur verstehen wir im Grunde alles, was Menschen seit der Besiedlung geschaffen und von Generation zu Generation weitergegeben haben. Es sind regulierende, aber auch schädigende Eingriffe in den Naturhaushalt, die zu dem in jüngster Zeit gerne gebrauchten Klammerbegriff „Kulturlandschaft“ geführt haben. Der Begriff umfaßt Rodungen, Forstwirtschaft und Ackerbau ebenso, wie Wege, Hecken und Obstwiesen. Auch historische Gärten können im Spannungsfeld des Naturschutzes stehen, ebenso die Flurbereinigung oder die landwirtschaftlichen Produktionsstrukturen.

Die Autoren dieser Ausgabe haben sich schwerpunktmäßig der Ökologie der bäuerlichen Kulturlandschaft angenommen. Sie haben kritische Fragen an die Niederwaldwirtschaft, die Waldschädigung durch die Köhlerei, die Landwirtschaft, die Rohstoffgewinnung und die Wasserwirtschaft gestellt. Dabei auch Umkehrwirkungen gewürdigt, wie sie durch Biotop in den Grauwacke-Steinbrüchen entstanden sind.

Die Kulturlandschaft enthält unzählige Informationen; sie ist ein Speicher, ein Archiv, aus dem wir im Gegensatz zur Arbeit in einer Bibliothek mit allen Sinnen erfassen, also ablesen, fühlen, hören, riechen und schmecken können.

Es stellt sich auch die interessante Frage, ob Ökologie in einem Museum oder nur in einem Reservat darstellbar ist. Wir wollen den Menschen aber nicht aus dem Haushalt der Natur herauslösen, sondern die positiven und negativen Wechselbeziehungen zwischen der Natur und dem Menschen in der Vergangenheit und Gegenwart kritisch beleuchten und veranschaulichen.

Naturschutzgebiete und Nationalparks können geeignete Reservate für den Schutz der Natur und eine vom Menschen unbeeinflusste Ökologie sein. Verbinden wir die Natur mit dem Menschen, müssen über die Schutzfunktionen hinaus, der behutsame Umgang und die sinnvolle Nutzung der Naturgüter zum Thema werden.

Das Konzept des Freilichtmuseums auf diesem Wege auch zum Gegenstand der Umwelterziehung werden zu lassen, dürfte für uns alle eine lohnende Aufgabe sein.

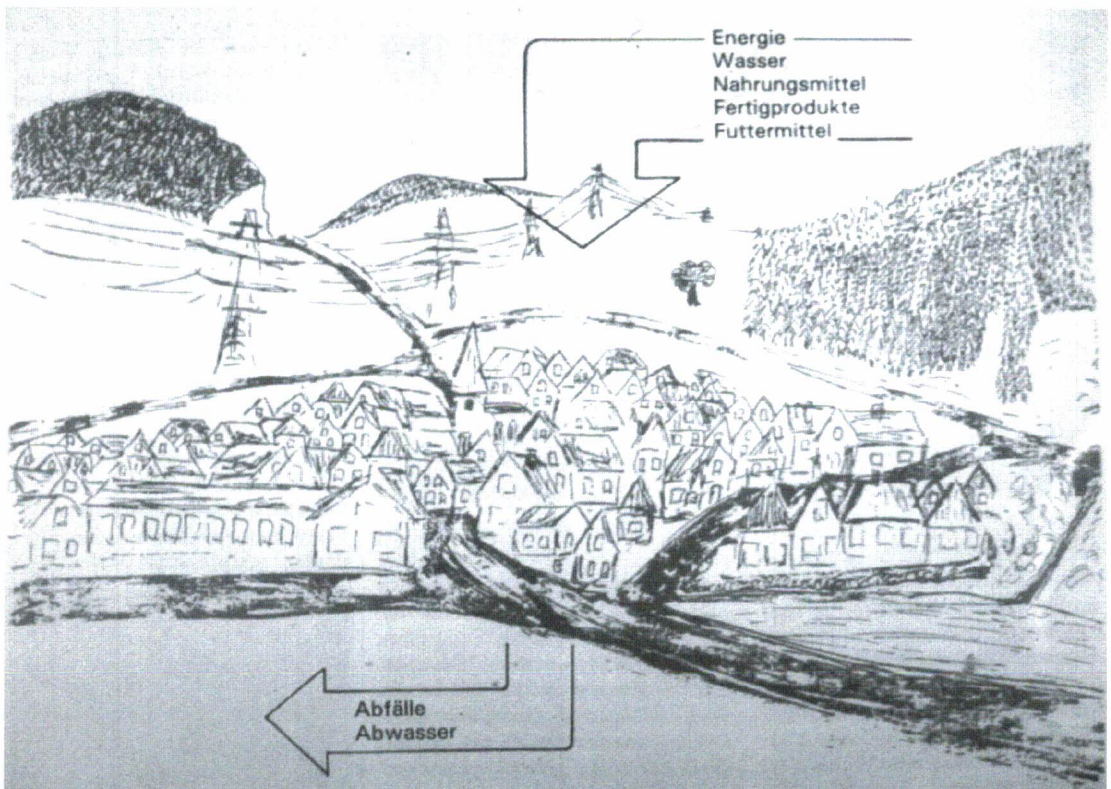
Die Autoren beleuchten manche Vorgänge im bergischen Landschaftsraum kritisch und machen deutlich, daß Umweltschäden nicht nur ein Thema unserer Tage sind, sondern schon im 19. Jahrhundert zu ernststen Konflikten führten. Allerdings war das Umweltbewußtsein noch nie so aktuell und wichtig wie heute.

Dr. Ernst Zinn
Erster Vorsitzender

Zur Ökologie der bäuerlichen Kulturlandschaft

Klare Bäche, in denen Forellen huschen, bunte Wiesen wie Blütenmeere, Getreidefelder, gesäumt von artenreichen Hecken und Büschen, heimelige Dörfer mit Obstwiesen und Gärten, zufriedene Menschen, die abends auf der Bank vor der Haustür auf ihr Tagwerk zurückblicken und mit den Nachbarn Wichtiges und Unwichtiges besprechen; solche Eindrücke werden oft mit der „guten, alten Zeit“ verbunden. Auch wenn eine solche Sichtweise stark subjektiv und emotional gefärbt ist, beinhaltet sie doch

eine Reihe von Beschreibungen, die nicht falsch sind. Dennoch läuft diese Betrachtungsweise Gefahr, Natur zu sehr auf der Basis von Empfindungen zu werten und sachlich-objektive Gegebenheiten außer Acht zu lassen. Die Ökologie als analysierende Wissenschaft kann dazu beitragen, das Leben in und mit der Landschaft in seinen wechselseitigen und variantenreichen Strukturen aufzuzeigen. Viel zu oft wird dabei vergessen, daß die Darstellung ökologischer Abläufe eingehender naturwissen-

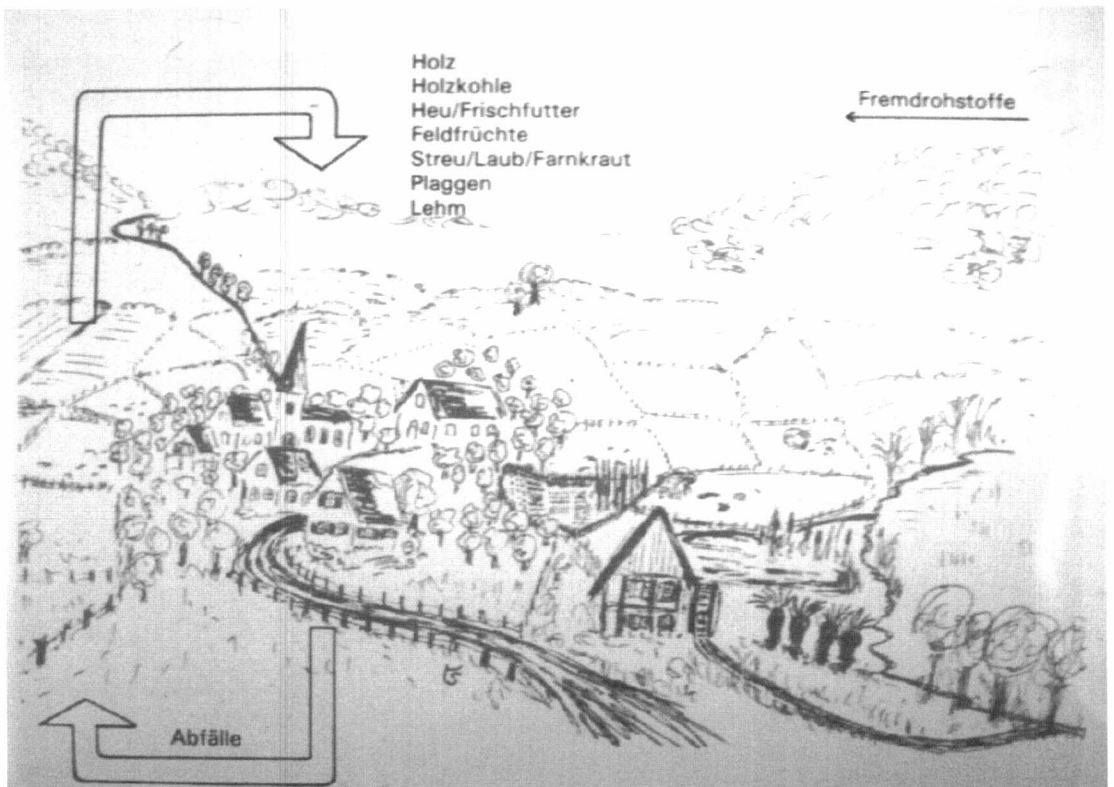


In „modernen“ Dörfern erfolgt eine starke Zufuhr von Energie und Materialien von weit her; entsprechend hoch ist die Abhängigkeit von diesen Stoffströmen. Kreisläufe existieren kaum noch.

schaftlicher Kenntnisse und Methoden bedarf. Am schwierigsten aber sind die daraus abzuleitenden Schlußfolgerungen zu formulieren, da gesellschaftliche und persönliche Wertungen allzu leicht Verfälschungen mit sich bringen. Dies gilt es in besonderer Weise bei der Darstellung der ökologischen Verhältnisse der historischen bäuerlichen Kulturlandschaft zu berücksichtigen. Vor allem muß man sich dabei der Versuchung entziehen Ökologie mit Umwelt- oder Naturschutz gleichzusetzen und ökologische Abläufe allzusehr in positive oder negative Kategorien einzuordnen.

Die Besiedlung des Bergischen Landes hat für die Ökologie dieses Raumes eine einschneidende Veränderung bedeutet; Der

Wald in seinen verschiedenen Ausprägungen als alleinig dominierende Vegetationsform verlor schnell seine Vorherrschaft. Dafür schufen unsere Vorfahren Lebensräume, die in ihren Existenzbedingungen völlig anderen Voraussetzungen unterworfen sind als der Wald, der auch heute ohne Einfluß des Menschen bald wieder die gesamte bergische Landschaft bedecken würde. Die bäuerliche Kulturlandschaft, die allmählich ausgebildet wurde, war immer wieder neuen Entwicklungsprozessen unterworfen und hat ihr Gesicht bis zum heutigen Tag öfters geändert. Entscheidender Unterschied zu den vorherigen Verhältnissen war, daß die neu entstandenen Biotoptypen dauernd und mehr oder wenig regelmäßig einer der Nutzungen durch den Menschen bedurften, um



Früher gab es zwischen Dörfern und ihrem Umfeld überwiegend Stoffkreisläufe. Die weitgehende Selbstversorgung war typisch.

überhaupt existieren zu können. Der Wald als ökologisch stabilste und natürliche Entwicklungsstufe (Klimaxgesellschaft) wurde ersetzt durch relativ labile, vom bäuerlich wirtschaftenden Menschen abhängige Kulturbiotope. Dort wo Wald erhalten blieb, war er in der Regel genauso den menschlichen Ansprüchen und Einwirkungen unterworfen und änderte ebenfalls sein Gesicht. Für die ursprüngliche Tier- und Pflanzenwelt bedeutete dieser Prozeß einen immensen Wandel. Fauna und Flora des Hochwaldes wurden erheblich zurückgedrängt und konnten nur dort weiterexistieren, wo strukturreiche Waldbestände - meist unter direktem herrschaftlichen Einfluß - erhalten blieben. Die technisierte Forstwirtschaft, die trotz gegenteiliger Beteuerungen bis vor kurzem ebenfalls grundlegende ökologische Prinzipien außer Acht ließ, gab diesen Artengruppen den Rest. So verschwand beispielsweise das Auerhuhn, Leitart des natürlichen und naturnahen Waldes Mitte diesen Jahrhunderts endgültig aus den bergischen Wäldern. Die letzten dieser eindrucksvollen Waldvögel hatten bis dahin in den Wäldern bei Schloß Ehreshoven im Aggertal überlebt.

Zurück zu den Lebensräumen, die unsere Vorfahren im Zuge ihres tagtäglichen Bemü-

hens um Erfüllung ihrer Grundlebensbedürfnisse meist ohne direkte Absicht entwickelten und erhielten. Äcker, Wiesen, Weiden, Gärten, Säume, Hecken, Heiden, Hangmoore, aber auch Stillgewässer, Feldgehölze, Obstwiesen oder Siedlungen in unterschiedlichsten Ausprägungen und zeitlich wechselndem Anteil ersetzten und gliederten den Wald. Dadurch konnten zahlreiche Organismen einwandern, die mit den besonderen Bedingungen der neuen Biotoptypen gut zurecht kamen. Bis etwa Ende des 19. Jahrhunderts führte dies zu einem deutlichen Anstieg der in der Region anzutreffenden Tier- und Pflanzenarten. Ohne den Einfluß des Menschen würde man die meisten der uns selbstverständlichen Tiere und Pflanzen, wie z.B. Feldlerche, Rauchschnalbe, Haussperling, Kaninchen, Tagpfauenauge, Margerite, Huflattich, Löwenzahn, Gänseblümchen und Mauerraute kaum finden. Vor allem Kräuter, die keine Beschattung vertragen und die es nicht übel nehmen, wenn die Mäuler der Weidetiere oder die Sense ihnen ganze Teile abtrennen, die bei nährstoffreicheren Böden anderen wuchsstarken Pflanzen jedoch hoffnungslos unterlegen sind, eroberten vor dem Einsatz künstlicher Düngemittel weite Teile des Grünlandes. In Äckern, auf Brachen, aber auch in den Dörfern



*„Ziegen-Wilhelm“
weidet das
Dorfvieh bei
Grube Wilhelm
(um 1910)*



*Gemeines
Leinkraut,
mit dem
Menschen
ins Bergische
Land gelangt*

und Weilern machten sich Pionierkräuter breit, die als kurzfristige „Vagabunden“ jede Gelegenheit ausnutzen, ein Fleckchen Erde für sich zu reklamieren, anderen Konkurrenten aber schnell aus dem Weg gehen. Zahlreiche Vogel- und Säugetierarten schlossen sich dem Menschen eng an und nutzten seine Gebäude als Nist- und Zufluchtsort. So entstand das Bild der mosaikartigen, bergischen Kulturlandschaft, die ein Zuhause für

eine reichhaltige Natur bildete und die heute, wenn auch in längst veränderter Form, als Werbeträger für den Fremdenverkehr und das Wohnen „im Grünen“ dient.

Wie bereits betont, ist es die Aufgabe der Ökologie, die Beziehungen in und zu den Lebensgemeinschaften zu beschreiben und zu analysieren. Große Vorsicht ist daher bei der Bewertung einer ökologischen Ist-Situation angebracht. Nutzorientiertes Denken oder die Ausrichtung auf die Bedürfnisse einer bestimmten Artengruppe drohen die wertneutrale Ebene zu schnell ins Abseits zu drängen. Die leichtfertige Verwendung von ökologischen Fachbegriffen, wie z.B. „natürlich“ oder „ökologisch sinnvoll“ tut der Sache erst recht keinen Dienst. So fällt die Beurteilung einer bergischen Durchschnittsmähwiese je nach Hintergrund völlig unterschiedlich aus. Der Landwirt möchte hier einen möglichst hohen Ertrag mit gutem Futterwert erzielen, was er durch umfangreiche Düngergaben, Ausschalten unerwünschter Kräuter und frühes Mähen zu erreichen versucht. Bei guter Ausbilanzierung von Nährstoffeintrag und -austrag kann dies durchaus einer unter Umweltgesichtspunkten



*Obstwiese
als typischer
Bestandteil der
bergischen
Kulturlandschaft*

sinnvollen Nutzung entsprechen, werden doch im Vergleich mit anderen Agrarökosystemen relativ umweltverträglich Futtermittel hergestellt. Die Naturschützer wünschen sich in der Regel artenreicheres Grünland, daß durch Nährstoffarmut vielen konkurrenzschwachen und dadurch heute hochgradig im Bestand gefährdeten Pflanzenarten und deren zahlreichen Folgenutzern einen geeigneten Lebensraum bietet. Je nach besonderem Interesse für eine bestimmte Artengruppe können dabei die speziellen Entwicklungs- und Pflegevorstellungen unterschiedlich ausfallen. Bei vorwiegend botanischer Orientierung wird eine regelmäßig wiederholte Mahd mit Entfernung des Mähgutes oder eine adäquate Beweidung empfohlen, am Schmetterlingsschutz Interessierte werden ungemähte Bereiche fordern und Vogelschützer wünschen sich die Anpflanzung lockerer Heckenzeilen und Gebüsch. Nicht zu vergessen die zahlreichen Interessensgruppen, die ebenfalls Ansprüche an die Landschaft stellen, wie z.B. Erholungssuchende, Sportler, Jäger oder Investoren. Kein Wunder, daß die Ökologie überall argumentativ herhalten muß, so sehr ihre Wissenschaftlichkeit auch malträtiert wird.

Hieraus wird aber auch deutlich, daß eine ökologisch reichhaltige Kulturlandschaft heute nicht ohne Zielkonflikte und Hindernisse erreichbar ist. Dies ist ein wichtiger Faktor der historischen bäuerlichen Kulturlandschaft. Ihr Entstehen war nicht nach Für und Wider abgewogen oder an größeren Planungen und Konzepten orientiert. Vielmehr ging es ausschließlich um bessere Lebensbedingungen, also um ausreichende Nahrung, ein Dach über dem Kopf, Brennmaterial und zumindest halbwegs erträgliche Lebensbedingungen. Die reichhaltige Kulturlandschaft entstand dabei quasi als Abfallprodukt. Unsere Vorfahren haben Umweltgesichtspunkte oder langfristige Strategien für eine nachhaltige Nutzung der natürlichen Ressourcen in der Regel nicht gekannt oder beachtet, was bei den damaligen Lebensverhältnissen nur zu gut nachvollziehbar ist. Sie hatten jedoch kaum die

technischen Möglichkeiten, die Landschaft samt ihrem ökologischen Gefüge in kürzester Zeit gründlich und nachhaltig zu verändern, wie es uns heute fast selbstverständlich erscheint. Eine Düngung der wenigen Wiesen kannte man beispielsweise lange Zeit gar nicht. Durch Einleitung von Bachwasser über Wiesengräben versuchte man später, zumindest einen bescheidenen Eintrag von Mineralien zu erreichen. Erst die industrielle Stickstoffproduktion, die Verfügbarkeit von Maschinen und Energie und breit angelegte Aus- und Fortbildungen ermöglichen ab Ende des letzten Jahrhunderts eine grundlegend andere bäuerliche Wirtschaftsweise, die endlich bessere Lebensverhältnisse in der Landbevölkerung, gleichzeitig aber auch das Todesurteil von Arnika und Co. brachte. Diese Wirtschaftsweise funktioniert bis heute überwiegend durch den ungehemmten Einsatz von importierter Energie, wie z.B. in Form von Dünger und den unterschiedlichsten Erdölveredelungsprodukten. Daß dabei ein Mehrfaches an Energieeinheiten eingesetzt wird, um überhaupt eine einzige Energieeinheit als landwirtschaftliches Produkt herauszuholen, interessiert so lange nicht, wie Verbraucher und Wirtschaft davon gleichermaßen profitieren, auch wenn der bäuerliche Familienbetrieb und die traditionierte Kulturlandschaft auf der Strecke bleiben. Zur historischen Kulturlandschaft ist dies wiederum ein entscheidender Unterschied. Damals wurde auf niedrigem Niveau überwiegend in ökologischen Kreisläufen gewirtschaftet. Die Dörfer waren weitgehend autark, was sie einerseits auf die Nutzung der landschaftlichen Gegebenheiten einschränkte, andererseits aber auch in gewissem Grad unabhängig machte. Daneben erlangten spezielle Kulturlandschaftslebensräume, wie z.B. die Obstweiden und -äcker, für Mensch, Flora und Fauna, gleichermaßen erhebliche Bedeutung. Andere Biotoptypen, wie Borstgrasrasen oder Heideflächen waren Ausdruck der lokalen und regionalen Stoffflüsse aus der Landschaft in das Dorf. Eine Kompensation der Stoffverlagerung gab es hier



Eine oberbergische Familie Anfang des Jahrhunderts bei der mühseligen Heuernte

kaum, so daß nachhaltige und vor allem produktive landwirtschaftliche Nutzungen in diesen Bereichen stark eingeschränkt waren. Bioökologische Konsequenzen im Hinblick von Fauna und Flora waren jedoch Artengemeinschaften, die im Hinblick auf Vielfalt, Eigenart und Empfindlichkeit ihresgleichen suchen.

Welches Beispiel man auch aussucht: Bei näherem Hinsehen entpuppt sich manches vorschnelle „ökologische“ Werturteil als Fehlinterpretation. Unsere Kulturlandschaft in ihren Wechselbeziehungen und ökologischen Funktionen war und ist wesentlich komplexer, als es bei oberflächlicher Betrachtungsweise erscheint. Um Lösungen für die Anforderungen an die bergische Landschaft des 20. Jahrhunderts anzubieten, ist eine fundierte, weniger an gesellschaftlichen Strömungen orientierte ökologische Grundlagenforschung in der Region unerlässlich. Die Zukunft muß zeigen, ob uns dies gelingt!

Dr. Gero Karthaus, geboren 1960 in Bergneustadt, aufgewachsen und lebend in Runderoth, Studium der Biologie, Geographie und Pädagogik an der Universität Bonn; 1987 Träger des Umweltschutzpreises der Stadt Bonn; 1988 Promotion zum Dr. rer. nat. im Themenbereich Bioökologie; stellvertr. Leiter des Referates Umweltschutz/Landespflege des Landschaftsverbandes Rheinland in Köln; 1992 Lehrauftrag an der Universität Bonn über Dorfökologie.

War die Niederwaldwirtschaft ökologisch?

- Gedanken zur Fortführung einer historischen Waldnutzungsform -

Der Begriff ökologisch ist mittlerweile in vielen Lebensbereichen zu einem Modewort geworden. Während die Ökologie als angewandte Naturwissenschaft die Lebensvorgänge und -beziehungen beschreibt, wird unter 'ökologisch' im allgemeinen eine gewisse Naturverträglichkeit verstanden. Es stellt sich daher die Frage, inwieweit die heute z. T. noch aus Naturschutzgründen betriebenen historischen Waldnutzungsformen (im wesentlichen Niederwaldbewirtschaftung) naturverträglich, bzw. 'ökologisch' waren. Um diese Waldnutzungsformen im geschichtlichen Zusammenhang zu sehen ist es erforderlich, die Entwicklung des Waldes seit dem Mittelalter kurz nachzuvollziehen.

Weite Flächen waren selbst im 17. und 18. Jahrhundert aufgrund der großen Rodungsphasen des Mittelalters noch völlig waldfrei. Johann Heinrich Jung berichtet im Jahr 1781 aus dem Norden des heutigen Oberbergischen Kreises, daß „auf einer Strecke von etwa fünf Stunden Weges“ eine „dürre Wüste“ gewesen sei, in der man nur den Schornstein einer einsamen Bauernhütte rauchen und Kühe „in den schuppigen Gebüsch“ herumirren sah (JUNG 1781, SELBACH 1986). Auch Graf Beugnot, der napoleonische Gouverneur des Großherzogtums Berg, schrieb in seinem Tagebuch über das Bergische Land „ein gebirgiges Land, dem es an schönen Eindrücken nicht mangelt, wo aber die Natur einen wilden Anblick bietet. Der Boden ist hart und unfruchtbar. Die Berge sind von Zeit zu Zeit mit Ginster oder Buschwerk bedeckt, was auf frühere verwüstete Wälder hinweist, wo der Pflanzenwuchs zu schwach war, um die durch die Einwohner verursachten Schäden zu beseitigen. Keine Ernten mehr, keine Obstbäume,

keine Wälder, keine Spuren von Bodenbestellung mehr: nichts als Einöden und Menschen. Was machen sie da und wie können sie dort leben?“ (SELBACH 1986). Bereits Mitte des 16. Jahrhunderts war die Verwüstung der Wälder weit fortgeschritten, wie aus der Homburgischen Holzordnung von 1569 hervorgeht. Nach KAUFMANN (1969) waren Hochwälder im 16. Jahrhundert wahrscheinlich nur noch in Form von Kämpfen in unmittelbarer Dorfnähe vorhanden.

Die bei steigendem Bedarf immer geringer werdenden Holzmengen und der ungeordnete Raubbau führten schließlich zur Entstehung genossenschaftlicher Waldungen, in denen die Eigentümer nur einen ideellen Anteil am Wald in Form von Niederwald besitzen und ihn gemeinsam nach von ihnen selbst festgelegten Regeln bewirtschaften. Im angrenzenden Siegerland wurde eine solche Genossenschaft erstmals 1467 urkundlich erwähnt. Mit dem Begriff 'Niederwald' werden Wälder aus Stockausschlägen bezeichnet, die in einem Rhythmus von etwa 15-30 Jahren abgeschlagen, d.h. 'auf-den-Stock-gesetzt' werden. Anhand der Untersuchung von Baumpollen konnte nach dem ausgehenden Mittelalter eine Erhöhung des Eichen- und Birkenanteiles festgestellt werden. Diese beiden Baumarten gehören wegen ihres guten Stockausschlagvermögens zur typischen Waldnutzungsform 'Niederwald'. Buche und Hainbuche waren dagegen nur in geringem Umfang, letztere insbesondere auf Kalkstandorten, vertreten. Niederwaldwirtschaft prägte jahrhundertlang bis in die heutige Zeit das Bild des Oberbergischen Landes und diente der schnellen Holzproduktion zur Erz- und Eisenverhüttung. Hierzu wurde das Holz im wesentlichen zur Holzkohle verkohlert. Als Zeugen

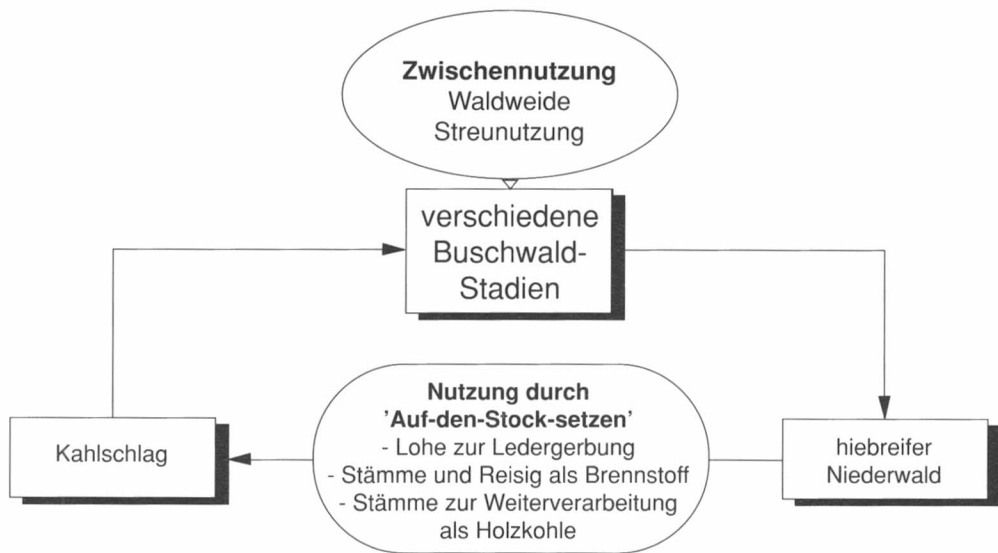
dieser Behandlungsweise finden sich in vielen Wäldern noch heute ebene Flächen (ca. 10 m Durchmesser) an Hängen, die sogenannten Meilerplätze. Ein Nebenprodukt der Niederwaldwirtschaft war die Eichenlohe (= Eichenborke), die wegen ihres Reichtums an natürlichen Gerbsäuren zur Lederherstellung diente. Mit dem Aufkommen synthetischer Gerbstoffe (etwa 1890) verlor die Eichenlohe ihre Bedeutung. Der Rückgang der Niederwaldnutzung hängt jedoch vornehmlich mit der Entdeckung der Steinkohle, deren industrieller Verkokung und mit dem Eisenbahnbau im Oberbergischen zusammen. Es war preiswerter, den Brennstoff durch die Bahn anliefern zu lassen, als ihn im Wald selbst zu produzieren.

Der eigentliche Stockausschlagbetrieb hatte z. T. erhebliche Auswirkungen auf das Ökosystem. Wegen des ständigen Wechsels zwischen Freifläche und Wald konnte sich insbesondere im Boden keine stabile Lebensgemeinschaft entwickeln. Die während der Kahlschlagphase sehr starke Besonnung führte zu einer schnelleren Mineralisierung

der Nährstoffe. Durch die z. T. extreme Lage (Steilhänge) kam es in Folge von Erosion zu einer Auswaschung von Feinboden, einschließlich der Nährstoffe, der Steinanteil des Bodens erhöhte sich. Wie bereits erwähnt, entzog die Holz- insbesondere aber die Rindennutzung dem Wald viele darin gespeicherte Nährstoffe. Diesbezüglich noch gravierender war die Streunutzung, bei der das abgefallene Laub einschließlich der Krautschicht und den anhängenden Wurzeln mit einer speziellen Harke, dem Streurechen, zusammengereicht wurde. Insbesondere das Eichenlaub und die Zwergsträucher sind schwer zersetzbar und hatten daher gute Eigenschaften als Stalleinstreu. Die Folge dieser Nutzungsart war im Laufe der Zeit eine starke Beeinträchtigung des Bodens, die als Podsolierung kenntlich wird und durch eine Auswaschung humoser Bestandteile aus den oberen Bodenschichten charakterisiert ist. Gleichzeitig führt die dadurch begünstigte Versauerung des Bodens zu einem Rückgang der Bodentiere und schließlich zu einem schlechteren Streuabau.



*Niederwald
bei
Bladersbach*



Christian Friedrich Meyer beschreibt in seinen Naturbeobachtungen eine weitere verbundene Form der Waldnutzung 'die Waldweide': „Daß der Ackerbauer mehr Vieh hält, als er zureichend ausfüttern kann, es auch auf den kahlen Brachweiden, und den Winter und Sommer hindurch in den Schlagholzungen (= Niederwald) weiden läßt, wo sie in den Wintertagen größtenteils Holzknospen und Moos zu fressen ge- nöthigt sind.“

Die genannten Nutzungsformen waren alle sehr eng mit der Niederwaldwirtschaft verknüpft, sie wurden jedoch nicht an allen Orten gleich intensiv betrieben. Es handelte sich um eine Waldnutzungsform zur Produktion größerer Holz mengen in kurzer Zeit. Keinesfalls war sie das Resultat großer waldbaulicher Überlegungen, wie die Natur am schonendsten zu nutzen ist. Es bleibt aber festzuhalten, daß der damalige Niederwaldbebieh bis in die heutige Zeit seine Folgen nach sich zieht. Welcher Grund besteht nun heute, die Niederwaldwirtschaft, teilweise zu erhalten bzw. wieder einzufüh-

ren? Neben dem kulturhistorischen Aspekt, der Erhaltung einer alten Bewirtschaftungsform, hat der Stockausschlagwald wie viele andere durch den Menschen geschaffene Lebensräume, z.B blütenreiche Magerwiesen, auch aus Sicht des Artenschutzes eine hohe Bedeutung. Für viele Tierarten hat sich der Niederwald als optimaler Lebensraum entwickelt. Die wohl bekannteste Niederwaldart ist das zur Vogelfamilie der Rauhfußhühner zählende Haselhuhn. Insbesondere die beerentragenden Sträucher und Zwergsträucher geben ihm ausreichend Nahrung. Durch den dichten Wuchs bietet der Stockausschlagwald auch genügend Schutz. - In einer Untersuchung im Auftrag der Biologischen Station Oberberg konnten in einem Niederwaldbereich bei Waldbröl über 200 Schmetterlingsarten nachgewiesen werden. Fast zehn Prozent sind in der Roten Liste der gefährdeten Tierarten als „gefährdet“ oder sogar „vom Aussterben bedroht“ eingestuft. Die meisten dieser Schmetterlinge leben dabei an buschförmigen Eichen und Birken, die fast ausschließlich bei der Niederwaldbewirtschaftung auftreten. Auch die

für das Haselhuhn sehr wichtigen Zwergsträucher wie die Heidelbeere dienen einigen Raupen als Futterpflanzen.

Die heutigen Ansprüche an eine naturverträgliche, ökologisch ausgerichtete Waldwirtschaft sprechen im Prinzip gegen die Nutzung eines Stockausschlagwaldes. Zur Erhaltung bestimmter, an diese Nutzungsform angepaßter und heutzutage gefährdeter Tierarten ist es aber notwendig, diese Niederwaldbewirtschaftung in geringem Umfang zu erhalten.

Frank Herhaus wurde vor 28 Jahren in Gummersbach geboren und studierte nach seiner Schulzeit im Oberbergischen Forstwirtschaft in Göttingen. Nach einem Aufbaustudiengang Ökologie in Essen begann Frank Herhaus seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Leiter der Biologischen Station Oberberg e.V., die wir im FREILICHTBLICK Heft 5 vorgestellt haben.

Waldparzelle am Karlsiefen im Bergischen Freilichtmuseum: Ein Teil des Fichtenbestands wird erhalten, um Fragen von Waldnutzung und Aufforstung aufzuzeigen, der Rest wird nach und nach wieder in den früher hier üblichen Mischwald umgewandelt.



„Die Bergrücken sind holzleer..“

Die Waldschädigung durch die Köhlerei

Beschäftigt man sich mit Fragen der ökologischen Nutzung des Waldes in der Vergangenheit, so stößt man unweigerlich auf die Köhlerei, unentbehrliches Gewerbe für die damalige Metallverarbeitung. In den böhmischen Wäldern und im Schwarzwald seit 1000 Jahren betrieben, breitete sich dieses Handwerk auch im Rheinland großräumig aus. Mit Beginn des gewerbemäßigen Abbaus von Eisenerz im 15. Jahrhundert benötigte man große Mengen an Holzkohle zur Aufbereitung des Erzes in den Rennfeuer- und Schmelzöfen und überall dort, wo mit großer Hitze gearbeitet werden mußte, z.B. in den Schmiedehämmern. Hieraus resultierend entwickelte sich die Köhlerei im Rheinland bis zum 17. Jahrhundert zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor. Vor allem in den Hammerwerken machte man sich die spezifische Eigenschaft von Holzkohle, ihr erhöhter Hitzewert, zunutze, um aus Erzen das reine Eisen und aus schlackenreichem Roheisen gutes Schmiedeeisen herzustellen. Die Eisenverarbeitung, die sich aufgrund des enormen Holz- und Wasserreichtums im Bergischen Land rasch durchsetzte, verhalf der Holzkohle demnach zu einem enormen Auftrieb. Bis zum Beginn der Steinkohleverwendung im vorigen Jahrhundert war die Holzkohle für die Gewinnung und Verarbeitung von Metallen in Hütten und Hammerwerken somit grundlegend.

Die handwerkliche Herstellung von Holzkohle durch Verschwelung von Holz nahm der Köhler vor. Zu diesem Zweck errichtete er den sogenannten Kohlenmeiler: An windgeschützten Hanglagen ebnete er eine freie Fläche, in deren Mitte drei bis vier Holzpfähle aus Fichtenholz zu einem Feuerschacht (Quandel) senkrecht aufgestellt und miteinander verstrebt wurden. Um diesen Kamin

herum wurde kreisförmig lufttrockenes Buchenholz von 1-2 m Länge in zweieinhalb Lagen senkrecht übereinander und nach außen hin schräger werdend geschichtet, bis der Meiler einen kugelartigen Durchmesser von ca. 7-9 m erreichte. Anschließend wurde der Holzmeiler mit einem feuerfesten Schutzmantel aus Moos, Reisig und Erde vollständig abgedeckt. Damit die für den Brennvorgang nötige Luftzufuhr gewährleistet war, bohrte der Köhler mit einem spitzen Holz einige Luftlöcher sowohl in die Bodenhöhe als auch einige Raumlöcher in das obere Drittel des Meilers. Nun konnte der Köhler mit dem Anzünden des Meilers beginnen, indem er leicht brennbares Material, z.B. Reisigzweige, entzündete und in den Feuerschacht warf. Nachdem sich das Feuer im Meiler entfacht hatte, füllte der Köhler den Kamin mit trockenem Holz auf und deckte die Öffnung wiederum mit einer Gras-/Erdschicht ab. Im Meiler entfaltete sich sodann der Prozeß der trockenen Destillation. Durch die im Meiler entstandenen hohen Temperaturen von 500 bis zu 700 Grad lösten sich die nicht brennenden Holzstücke in alle Bestandteile bis auf die Kohle auf. Die sich bei diesem Vorgang bildenden Destillationsprodukte, Gase und Flüssigkeiten, konnten im Meiler allerdings nicht gewonnen werden, dies ist nur in Hochöfen möglich, doch trugen sie zur Erhöhung der Glut und damit der Holzkohlenernte bei. Durch geschickte Luftregulierung und Durchstoßen neuer Zuglöcher sorgte der Köhler beständig dafür, daß sich das Feuer nicht zum lodernden Flammenmeer entwickelte, sondern das Holz ruhig verschwelen konnte. Nach rund 18 Tagen des Brennens konnte der Köhler seine Ernte beginnen. Daß der Vorgang des Verschwelens beendet und der Meiler durchkohlt war, erkannte

der Köhler an der bläulichen Rauchbildung, die allmählich von oben nach unten durch die einzelnen Zuglöcher des Meilers entwich. Zudem war der Meiler auf ein Drittel seiner ursprünglichen Größe zusammengefallen. Der Köhler unterbrach sodann die Luftzufuhr, indem er die Luftlöcher abdichtete und die Glut zum ersticken brachte. Nachdem der Meiler vollständig verschwelt und ausgekühlt war, mußte die Kohle Schicht für Schicht aus dem Meiler geharkt und mit Wasser abgelöscht werden, damit sie in die bereitliegenden Säcke gefüllt und abtransportiert werden konnte. Der Meilerplatz mußte gesäubert werden, so daß einer neuerlichen Aufschichtung nichts mehr im Wege stand. Noch heute stößt man in den oberbergischen Wäldern an ebenen Plätzen auf dunkel gefärbte Stellen, die einen ehemaligen Meilerplatz vermuten lassen.

Die Arbeit des Köhlers war eine mühevollere Tätigkeit, da er vor allem in der ersten Wo-

che des Holzbrennens in regelmäßigen Abständen von zwei Stunden, auch nachts, das gleichmäßige Abbrennen des Meilers kontrollieren mußte. Zu diesem Zweck kletterte er mit Hilfe einer Leiter auf bzw. über den Meiler und überprüfte die austretenden Gase und Dämpfe. Auch die Zuglöcher mußten immer wieder überprüft werden. Bedingt durch diese permanent erforderliche Kontrolle lebten die Köhler nahe ihrer Meiler in einfachen Hütten und waren dadurch von ihrer Familie oft tagelang getrennt.

Sicherlich aufgrund dieses einsamen und kargen Arbeitslebens haben sich in der Volksmeinung einige Redensarten und Sprichwörter herausgebildet, in denen den Köhlern charakterliche Absonderlichkeiten und Eigentümlichkeiten nachgesagt werden. Doch wie so häufig, bündeln sich in diesen überlieferten Redensarten kollektive Vorstellungen und unbegründete Vorurteile. Unbestritten ist jedenfalls, daß die Köhler

Meilerplatz um 1910



eine harte, entbehrungsreiche und auch gefährliche Arbeit ausführten, denn bei Unachtsamkeit oder bei starkem Wind konnte es rasch zu einem Abfackeln des Meilers kommen. Mühevoll war aber auch das Wiederanzünden der Glut, falls der Meiler vorzeitig erlosch. Dem hohen Arbeitsaufwand stand ein vergleichsweise bescheidener Ertrag gegenüber: Aus 100 kg lufttrockenem Holz konnte lediglich rund 25-30 kg Holzkohle gewonnen werden.

Die ökologischen Folgen der Köhlerei waren in erster Linie die verheerende Waldschädigung. Wie bereits im letzten FREILICHTBLICK (FLB, Heft 6, S.19) deutlich wurde, erlitten die Waldbestände im Bergischen Land seit Mitte des 16. Jahrhunderts empfindlichen Schaden. Durch die enormen Mengen an Holz, die in der Köhlerei verarbeitet wurden, setzte sehr früh eine flächendeckende Abholzung ein. Harthölzer fielen der Köhlerei in rauen Mengen zum Opfer. Die natürlichen Eichen- und vor allem Buchenbestände schrumpften in den heimischen Wäldern somit auf ein gefährliches Minimum. Holzarten, die in den ursprünglichen Wäldern bis dato eine eher untergeordnete Rolle spielten, wie Aspe, Birke und Salweide, nahmen eine immer größere Fläche ein. Gesetzliche Maßnahmen zum Waldschutz im Herzogtum Berg, wie die Schließung von Hütten und das verhängte Verbot der Holzkohlenausfuhr (vgl. FLB 6, S.19) während des 16. Jahrhunderts lassen auf die bereits vorhandenen Waldschäden schließen. In Puhlbruch (heute Oberbergischer Kreis) erging an die Hüttenbesitzer zu Beginn des 17. Jahrhunderts ebenfalls eine Kohlenordnung, derzufolge sie für die Neuanpflanzung der Wälder Sorge zu tragen hatten. Doch schienen sie - wie auch die Köhler - dieser Verpflichtung offensichtlich nicht nachgekommen zu sein, wovon die wiederholt erlassenen Anordnungen und Ermahnungen zeugen. Ohne Zweifel überwog hier der ökonomische Gewinn über der ökologischen Gefahr. Auch in der benachbarten Eifel kam es bereits im 17. Jahrhun-

dert zu einer gravierenden Waldreduktion, zumal der Dreißigjährige Krieg einen erhöhten Bedarf an Holz mit sich gebracht hatte.

Um 1800 war der Niederwald im Oberbergischen, der ehemals aus Eichen, Buchen und Birken bestanden hatte und auf den Nord-, Ost- und Steilhängen, auf Bergkuppen und in sumpfigen Ebenen zu finden war, jedenfalls weitgehend abgeholzt. Allerdings nicht nur als Folge der Köhlerei, sondern auch aufgrund der Brennholzgewinnung und der Lohschälerei waren die Wälder „leergefegt“ bzw. erheblich geschädigt, so daß sich die wacholder- und ginsterreiche Heide auf den kahlen Hängen ungehindert ausbreiten konnte. Ein Zeitzeuge beschrieb den Zustand des Waldes im Bergischen Land im Jahre 1834 wie folgt: „Die Bergrücken sind entweder holzleer oder mit Heidekraut überzogen oder enthalten verkrüppeltes Birkengestrüpp mit einigen abgestorbenen Buchen, Kopfholzstämmen und gipfeldürren Eichen.“ (zitiert nach Finkeldey 1956/57, S. 57)

Diesen desolaten Zustand vermochte auch die erste, durchgreifende Aufforstungsphase in Deutschland (1792), initiiert durch die betroffenen Gemeinden, nicht mehr zu beheben. Im Zuge dieser prinzipiell als erfreulich zu bezeichnenden Maßnahme stellte sich nämlich heraus, daß die ehemaligen Laubwälder derartig heruntergewirtschaftet waren, daß sie für Neuanpflanzungen von Laubbäumen nicht mehr geeignet erschienen. So pflanzte man auf die nährstoffarmen Böden anspruchslosere Nadelhölzer, wie Fichten und Kiefern. Auch die Kleinbauern gingen ab 1880 dazu über, Fichten zu setzen, zumal ihnen diese Nadelhölzer aufgrund ihres raschen Wachstums kurzfristige Erträge als die Harthölzer brachten. Für die Aufforstung mit Weichhölzern sprach aber auch, daß nach Einführung der Steinkohle der Bedarf an Holzkohle und damit an Hartholz nachgelassen hatte.

Im Oberbergischen betrieben die Köhler bis Mitte des 19. Jahrhunderts ihr schwarzes

Handwerk. Danach ging die Zahl der das mühevollen Handwerk ausübenden Fachleute stetig zurück, zumal die Steinkohleproduktion einerseits und die Möglichkeiten der industriellen Fabrikation von Holzkohle andererseits das uralte Verfahren der handwerklichen Herstellung nach und nach ersetzten. Wie gesehen (vgl. FLB 6, S.21), arbeiteten im Herzogtum Berg einige Eisenhämmer ja bereits im 18. Jahrhundert mit Steinkohle, die in der Grafschaft Mark erworben wurde.

Heute findet man nur noch wenige der Handwerker, die in der Lage sind, das traditionelle

Meilerverfahren fachgerecht durchzuführen. Allerdings ist in den letzten Jahren in einigen Freilichtmuseen, so auch im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar, der Versuch unternommen worden, die traditionelle Meilerköhlerei zu demonstrieren, um die alte Technik der Öffentlichkeit in Erinnerung zu rufen und nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Daß im Rahmen solcher Veranstaltungen auf die ehemals verheerenden ökologischen Folgen der Köhlerei hingewiesen werden muß, ist mehr als wünschenswert, um dem Besucher die Ambivalenz von Ökonomie und Ökologie, die nicht nur für unsere moderne Zeit gilt, vor Augen zu führen.

Literatur

Bäcker, Otto: Köhler im oberbergischen Walde. In: Bergischer Kalender 1932, S. 78-81

Finkeldey, Hanswerner: Die waldgeschichtliche Entwicklung der Wälder im Bergischen Land. In: Romerike Berge 6 (1956/57), S. 52-60

Herborg, Ute: Köhlerei im Kermeter. Köln 1990 (Landes- und volkskundliche Filmdokumentation, Beiheft 6)

Kaufmann, Otto: Zustand und Nutzung der oberbergischen Wälder im 19. Jahrhundert. In: Rheinische Heimatpflege NF 10 (1973), Heft 2, S. 131-142

Martin, Dieter K.: Kohlenmeiler im Wandel der Zeiten. In: Rheinische Heimatpflege NF 11 (1974), Heft 1, S. 29-33

Dr. Britta Schmitz, geboren 1963 in Lindlar, studierte Volkskunde, Französische Philologie und Pädagogik in Münster. Ihre Studien und Veröffentlichungen konzentrieren sich auf sozialgeschichtliche Handwerks- und Berufsforschung, Untersuchungen zum Medizinalwesen sowie Brauchforschung. Während ihres Studiums absolvierte sie Museumspraktika und Werkverträge am Bergischen Freilichtmuseum. Dabei entstand u.a. der Band „Schuhmacherei in Lindlar“. Seit 1. März diesen Jahres ist sie als wissenschaftliche Volontärin am Bergischen Freilichtmuseum tätig.

Steinbrüche im Bergischen Land

Hochschützenswerte Biotope seit Alters her ?

Einführung

Im Devon (vor ca. 400 Millionen Jahren) war das Bergische Land nicht als Landmasse erkennbar. Vielmehr erstreckte sich hier ein weitläufiges Flachmeer. In diesem Meer, das das Merkmal des heutigen Wattenmeeres aufwies, fand die Sedimentation von Feinsedimenten, aber auch gröberen Sedimenten, in den Schuttfächern der urzeitlichen Flüsse statt.

Daneben wuchsen Korallenriffe heran. Während der Diagenese (Umwandlung von Lockergesteinen zu Festgesteinen) entstand aus den Sedimenten ein feinsandiger Schluffstein, der heute als Grauwacke bezeichnet wird. Daneben sind aber auch Sandsteine vorzufinden. Die zunächst horizontal abgelagerten Schichten werden seit der Karbonzeit (vor 330 Millionen Jahren) gehoben und seitlich gestaucht.

Später dann während der Eiszeit sind die vorgenannten Gesteine durch Löße überlagert worden.

Die Sedimentgesteine und die Korallenriffe bilden die Rohstoffe, deren Abbau bis zum jetzigen Zeitpunkt betrieben wird.

Geschichte

Bei den Bergischen Steinbrüchen handelte es sich zunächst um örtlich begrenzte kleine Bereiche, in denen vornehmlich je nach Bedarf Kalk gebrochen und weiter zu Branntkalk verarbeitet wurde. Die Ortsnamen wie z. B. „Kalkofen“ zeugen von dieser Tätigkeit. Diese Kalkbrüche entstanden dort, wo die Kalkvorkommen bis unmittelbar an die Oberfläche reichten (z.B. steile Klippen, felsige Bachufer etc.). Erst später wurde die Grauwacke, der Grauwackeschiefer und andere Sedimentgesteine der Nutzung preisge-

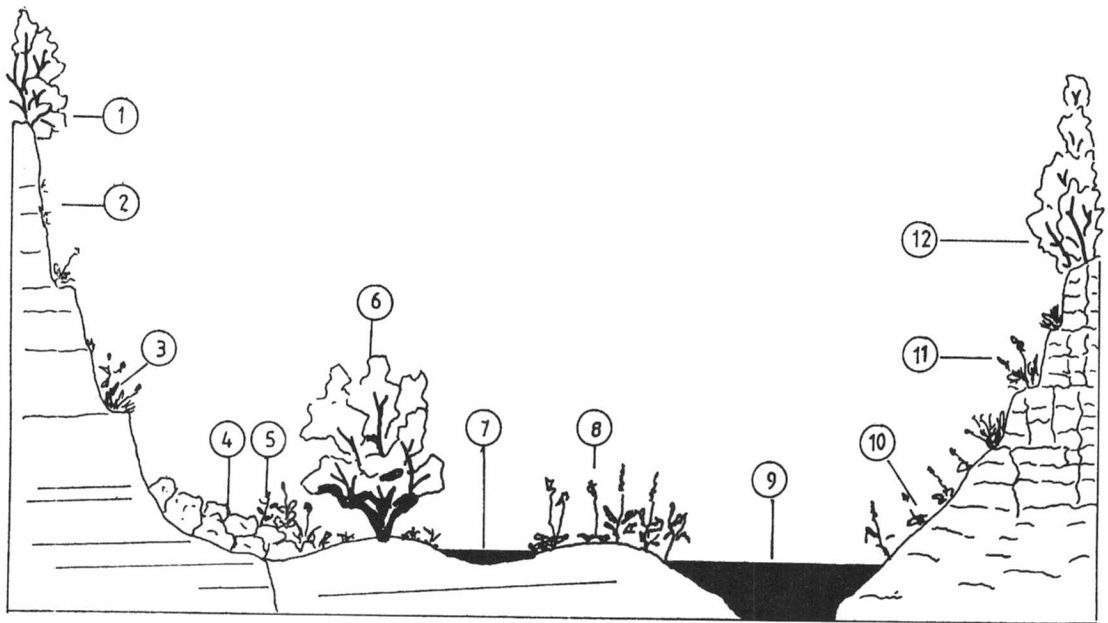
geben. Auch hier sind zunächst kleine Brüche entstanden, die für örtlichen Wege- u. Hausbau das Rohmaterial lieferten.

Während die Kalkausbeutung immer mehr ins Hintertreffen geriet, haben sich die Grauwackesteinbrüche bis zur heutigen Zeit etablieren können. Sie liefern heute hauptsächlich Material für den Straßenbau, aber auch für Grabsteine, Mauerbauten und ähnliches.

Steinbrüche als Biotope

Die Nutzung der Steinbrüche unterliegt einem stetigen Wandel. Während die kleinen Steinkuhlen als „Bedarfsbrüche“ einen aussetzenden Betrieb darstellten, sind die industriell genutzten Steinbrüche dauernd in Betrieb. Aber auch in diesen sind abgebaute Bereiche nicht mehr intensiv genutzt, während die Abbaubereiche sehr stark in Anspruch genommen werden. Dementsprechend befinden sich u. U. ökologisch wertvolle Bereiche unmittelbar neben nahezu ökologisch toten Abbaubereichen.

Während des Abbaus werden vorhandene Landschaftsstrukturen völlig zerstört. Auf der anderen Seite werden quasi in einem Guß neue Biotope geschaffen, die mit den ursprünglichen hier vorhandenen aufgrund der veränderten abiotischen Situation nichts mehr gemein haben. Nach einer relativ kurzen Zeit entwickeln sich in diesen zunächst zerstörten Landschaftsteilen aufgrund der abiotischen Gegebenheiten bemerkenswerte Sekundärbiotope aus Menschenhand. Auffallend dabei ist die Vielfalt solcher Biotope. So finden wir in einem Steinbruch, unmittelbar neben trockenen Hangbereichen, verästelte Stellen und kleine Tümpel am Grund, Schuttfächer am Wandfuß, Abraumhalden



Lebensraumprofil eines aufgelassenen Steinbruchs: 1 Gebüsch-/Waldsaum, 2 Abbauwand mit Felsvegetation, 3 Gesims mit Stauden und Gehölzpionieren, 4 Blockhalde, 5 Schuttpflanzen, 6 Baum- oder Strauchinsel, 7 Laichtümpel, 8 Hochstauden, 9 tiefer Steinbruchsee, 10 Schuttfächer mit Saum- und Wiesenpflanzen, 11 Abbauwand mit Magerrasenelementen, 12 Trockengebüsch. (Nach Bruno Kremer, aus: Rhein. Heimatpflege 28 (1991), Heft 2, S. 117.)

und andere strukturreiche, meist nährstoffarme Lebensräume. Die zu Tage tretenden Gesteinsschichten erwärmen sich in voller Sonne, vor allem im Sommer stark. Damit stellen die Brüche und Gruben in der Regel mikroklimatische Wärmeinseln dar. Je nach Gesteinstyp, Neigungswinkel, Exposition und Reliefenergie bieten die Wände mannigfaltige Lebensräume. Hinzu kommt auch die große Anzahl von Nischen, Sims, Vorsprüngen, Fugen und vieles andere mehr. Wen wundert es, daß hier auch hochspezialisierte Pflanzen und Tiere einen Lebensraum finden, der sonst in unserer ausgeräumten Kulturlandschaft rar geworden ist. Zur Verdeutlichung zeigt die Abbildung das Lebensraumprofil eines aufgelassenen Steinbruchs.

Bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts sind keinerlei Rekultivierungsmaßnahmen als Auflagen mit der Abbaugenehmigung verbunden gewesen. Aus diesem Grunde sind viele Steinbrüche, wie z.B. das

Felsental oder der Steinbruch in Linde, nach Abschluß des Abbaus liegengelassen worden. Dieses führte bei der Bevölkerung, teilweise aus ästhetischen, teilweise auch aus anderen Gründen, zu einem gewissen Unmut. Dieser Unmut, die verstärkte Bautätigkeit, aber auch wirtschaftliche Interessen hatten zur Folge, daß neben den Siefen die aufgelassenen Mergelgruben, aber auch Steinbrüche, mit Müll, Bodenaushub und anderen Materialien verfüllt wurden. Später kam dann Mutterboden obenauf.

Eine „Dreifelderwirtschaft“: Wald, Steinbruch, landwirtschaftliche Fläche oder auch Bauland, hielt Einzug. Der Trend zur Verfüllung der Steinbrüche setzt sich bis zur heutigen Zeit fort. Die Gründe liegen in der Hauptsache darin, daß in Folge reger Bautätigkeit immer mehr Bodenmassen anfallen, für die es keine geregelten Erddeponien gibt. Desweiteren führen auch die gerade in letzter Zeit stark gestiegenen Entsorgungsgebühren, z.B. für Bauschutt, dazu, daß ille-

gal zunehmend wertvolle Steinbruchstrukturen verkippt/verunreinigt werden. Damit verschwinden viele, die Landschaft gliedernde Sekundärbiotope wieder. Als Folge dieser schwindenden Vielfalt geht man heute dazu über, die wertvoll gebliebenen, aufgelassenen Steinbrüche im Sinne des Naturschutzes zu renaturieren. Als erste Stufe hiervon werden die Brüche als Naturschutzgebiete festgesetzt, während in der zweiten Stufe ein Pflege- und Entwicklungskonzept für diese Bereiche erarbeitet werden soll.

Eine Rekultivierung nach erfolgter Zwischennutzung ist für das Biotop Steinbruch genauso schädlich wie eine Verkipfung mit Bodenaushub, da die wertvollen Bereiche überformt werden. Aus diesem Grunde sollte auf eine früher als Auflage ausgesprochene Rekultivierung aus Gründen des Naturschutzes verzichtet werden.

Zusammenfassung

Die Geschichte des Bergischen zeigt, daß der gestiegene Bedarf an Rohstoffen sowie die billigen Arbeitskräfte im Oberbergischen die Ursache für die Entstehung von Steinbrüchen waren, zumal es einen Markt für die Oberbergischen Steine gab und gibt. Die traditionell - als Folge von für die Landwirtschaft ungünstigen Faktoren - arme Landbevölkerung des Bergischen Landes fand in den Steinbrüchen ein klägliches Zubrot, das jedoch das Überleben sicherte.

Die auf diese Weise entstandenen Steinkuhlen boten und bieten besonderen Pflanzen und Tieren den von diesen benötigten besonderen Lebensraum, den es in dieser Form natürlich im Bergischen kaum gegeben hat.

Diese allem Anschein nach positive Entwicklung ist jedoch unter der Prämisse zu sehen, daß zunächst die vorhandenen Biotope völlig zerstört werden. Während der Abbauphasen wurden und werden die Steinbrüche ständig überformt, so daß die spärlich aufkommende Vegetation laufend weitgehend zerstört wird. Ruht der Abbau jedoch, kann sich zunächst eine spärliche Vegetation ansiedeln. Dieses bietet dann der

entsprechenden besonderen Fauna eine Nahrungsgrundlage.

Die sehr kleinräumigen und teiligen Steinkuhlen aus früheren Zeitepochen sind heute nur noch in Fragmenten oder gar nicht vorhanden. Sie sind sozusagen zu Tertiärbiotopen geworden. Als Folge des „industriellen“ Abbaus im 19. und 20. Jahrhundert sind großräumige Steinbrüche entstanden. Diese Sonderbiotope aus Menschenhand sollten aus Gründen des Biotop-, aber auch Kulturschutzes, der Nachwelt erhalten bleiben. Aus diesen Gründen ist eine Unterschutzstellung mit einer entsprechenden Biotopmanagementplanung zu begrüßen.

(Friedrich Schöbel wurde bereits in Heft 5 vorgestellt.)

Literatur:

Boch, R.; Krause, M.:

Historisches Lesebuch zur Geschichte im Bergischen Land. Köln 1983

Gronewald, J.:

Geschichte und Geschichten aus dem alten Lindlar. Lindlar 1988

Kremer, B.:

Schutzwürdige Lebensräume der Kulturlandschaft, Kiesgruben und Steinbrüche. In: Rheinische Heimatpflege NF 28 (1991), Heft 2, S. 111-117

Das Lingenbachtal. Ökologische Grundlagen des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar. Köln 1991 (Schriften des Bergischen Freilichtmuseums, Nr. 2)

Schmidt de Bruyn, R.:

Kultur und Geschichte im Bergischen Land. Köln 1985

Schmitz, K.:

Trilobiten aus dem Oberbergischen Devon. In: Beiträge zur Oberbergischen Geschichte 1 (1986), S. 15-29

Schürmann, M.:

Über Konzessionen und Rekognitionen von Steinbrüchen und Kalköfen im Bergischen Land. In: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1991/92, Bd. 95, S. 79-96

„... in Folge der zufließenden Fabrikwässer längst der letzte Fisch gestorben...“

Umweltbelastung durch die Papierindustrie

Das Zitat aus dem Jahr 1897 im Titel dieses Beitrags lenkt den Blick auf das zentrale Umweltproblem bei der Papierherstellung: Die Wasserbelastung. Am Beispiel von Bergisch Gladbach läßt sich zeigen, zu welchen schwerwiegenden Folgen dieses Problem in der Industrialisierung führen konnte. Die folgende Darstellung beruht im wesentlichen auf Akten aus dem Stadtarchiv Bergisch Gladbach und aus dem Hauptstaatsarchiv Düsseldorf. Sie wird deutlich machen, daß sich bereits vor der Industrialisierung verschiedene Nutzer um die Sauberkeit des Wassers stritten, daß sich aber die Konflikte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuspitzten.

Bergisch Gladbach ist seit über vierhundert Jahren ein wichtiges Zentrum der Papierproduktion. Die Zahl der Papiermühlen bzw. -fabriken erreichte ihren Höchststand mit zeitweise acht im 19. Jahrhundert. 1817 waren 220 Menschen in der Papierproduktion tätig, vor dem Ersten Weltkrieg knapp 1700, heute sind es knapp 3000.

Die Betriebe lagen und liegen sämtlich am Strunderbach, der östlich von Bergisch Gladbach entspringt, den Ort und anschließend das heutige rechtsrheinische Köln durchfließt und dort in den Rhein mündet.

Bis in die 1830er Jahre scheint keine Wasserverunreinigung der Strunde festgestellt worden zu sein; jedenfalls liegen keine Quellen darüber vor. Dies ist insofern überraschend, als die vorindustrielle Papierherstellung durchaus mit einer beträchtlichen Wasserverunreinigung verbunden war. Schließlich wurden in der damaligen Zeit zur Herstel-

lung eines Kilogramms Papier 1200 Liter Wasser benötigt, die anschließend ungeklärt wieder in die Gewässer geleitet wurden.

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden für die Papierherstellung Textilabfälle, vorzugsweise Leinenlumpen, benutzt. Diese „Hadern“ ließ man meistens zunächst faulen, weil sie dadurch ein helleres Papier ergaben, dann wurden sie unter Zuhilfenahme von Wasserkraft zerfasert, mit Wasser vermischt - der Papierbrei besteht zu über 95% aus Wasser -, mit einem Sieb bogenweise geschöpft und anschließend wieder entwässert. Das Abwasser aus den Papiermühlen enthielt also den Schmutz aus den Lumpen, Fasern, eventuell Kalk oder Lauge, die den Lumpen häufig zur Reinigung zugesetzt wurden, und manchmal Farbstoffe. Konflikte um diese unvermeidbaren Wasserverunreinigungen lassen sich in Bergisch Gladbach nicht, wohl aber in zahlreichen anderen Orten nachweisen.

In Bergisch Gladbach kam es erst 1834 wegen der Vergiftung von Fischen zu einer Auseinandersetzung zwischen einem Papierfabrikanten und einem Fischereiberechtigten im Gladbacher Bachabschnitt. Die Kontrahenten einigten sich gütlich.

Die Situation verschärfte sich 1855. In diesem und den folgenden Jahren wurden mehrfach Beschwerden gegen den Papierfabrikanten Maurenbrecher erhoben. Der Besitzer der Fischereigerechsamte meldete wiederholt den Tod zahlreicher oder aller Fische und außerdem die Schädigung des Betriebes seiner Farbholzmühle. Auch neun Anwohner der Strunde wehrten sich gegen Wasserverunreinigungen durch Mauren-

brechers Fabrik, da sie für die Wasserversorgung ihrer Haushalte auf den Bach angewiesen seien.

Der wichtigste Grund dieser Klage war die Einleitung der Bleichflüssigkeit. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Papiermühlenbesitzer dazu übergegangen, die Hadern oder später den Papierbrei mit Chlor unter Zusatz von Schwefelsäure zu bleichen. 1855 führen die Beschwerdeführer explizit die Chlorbleiche als „Ursache des Uebelstandes“ an. Man kann davon ausgehen, daß die Einleitung von Bleichflüssigkeit in die Strunde auch der Grund für das Fischsterben von 1834 gewesen war. Die Chlorbleiche hat also zu ganz neuen Dimensionen der Umweltbelastung geführt.

1868 klagte der Fischereiberechtigte auf die Zahlung einer Entschädigung für den entgangenen Gewinn, den er aus den Fischrechten seit 1857 hätte ziehen können. Daraus läßt sich schließen, daß in der Strunde bereits seit Ende der 1850er Jahre keine Fische mehr leben konnten. 1879 mußte dann explizit festgehalten werden, daß in dem früher fisch- und krebssreichen Bach „kaum mehr ein lebendes Wesen“ und keine Fische zu finden seien.

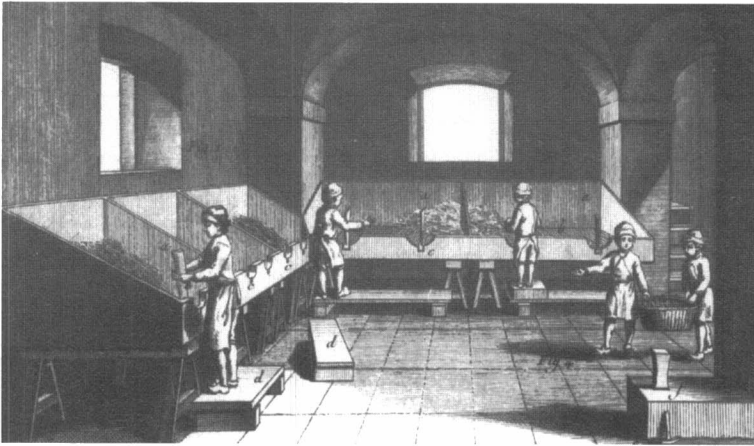
Im Jahr 1872 kam es zu einer langwierigen Auseinandersetzung zwischen Bergisch Gladbacher Industriellen einerseits, und zwar den Papierfabrikanten sowie dem Eigentümer einer Wollspinnerei, und den Unterliegern andererseits, die teilweise zur Deckung ihres Trinkwasserbedarfs auf die Strunde angewiesen waren.

Dieser Konflikt fand vor dem Hintergrund der sich durchsetzenden Industrialisierung in der Papierproduktion statt. Diese bestand in technischer Hinsicht im Ersetzen des Handschöpfens durch die Papiermaschinen und im zunehmenden Einsatz der neuen Rohstoffe Holzschliff und Zellstoff. Während die Holzschliffgewinnung lediglich einen mechanischen Zerfaserungsprozeß dar-

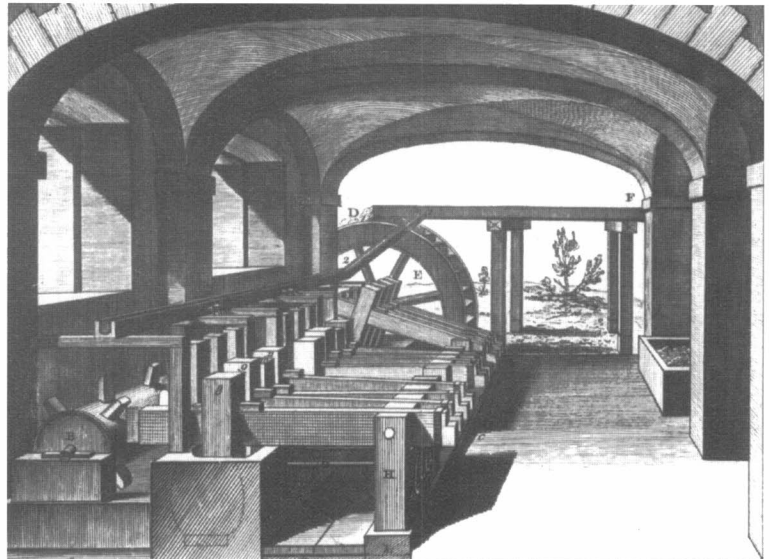
stellte, wurden bei der Zellstoffherzeugung Stroh oder Holz in Lauge oder Säure gekocht, um die enthaltenen Zellulosefasern freizulegen. Auch bei der Verwendung des herkömmlichen Rohstoffes Hadern bestand das Papier aus Zellulosefasern, die während der Verarbeitung von Flachs oder Hanf zu Leinen und dann zum Papierbrei teilweise freigelegt wurden. Zellstoffkochereien gab es sowohl in Papierfabriken - so auch in der Bergisch Gladbacher Firma Zanders - als auch als eigenständige Fabriken.

Nach den Beschwerden der Unterlieger kamen ihnen die Fabrikanten zunächst entgegen und legten 1872 Kläranlagen an. Eine Klärung aller Abwässer war jedoch nicht möglich - die fünf Papierfabriken Bergisch Gladbachs, die Spinnerei und eine Braunkohlegrube verwandelten mehr als drei Viertel des Strundewassers in Abwasser. Die Fabrikanten machten Angebote, die aber den Betrieb ihrer Unternehmen nicht beeinträchtigt hätten. Unter anderem wollten sie sich zu verschiedenen Methoden der Abwasserklärung verpflichten. Die 1874 erlassene Polizeiverordnung für die Bürgermeisterei Gladbach richtete sich nach diesen Vorschlägen. Bewährt hat sich die Verordnung nicht. Dies legt ein Mitarbeiter der Regierung Köln 1879 ausführlich dar. Er beschreibt das Strundewasser recht abschreckend:

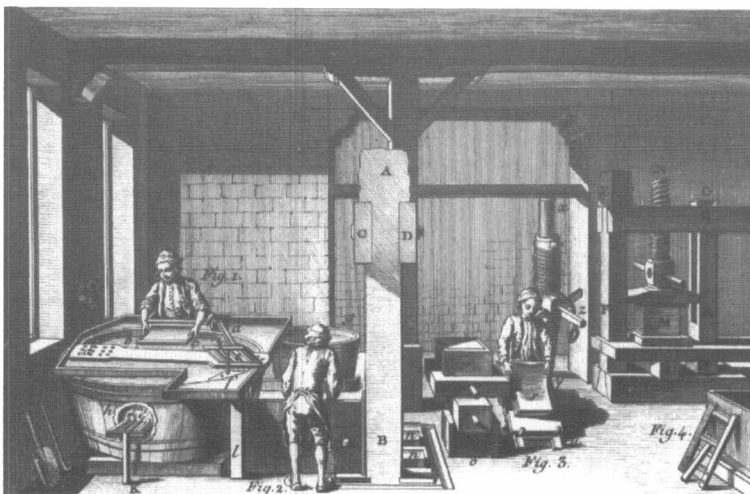
„Das Bachwasser erscheint hell, rein u. klar, bis es zur ersten Papierfabrik gelangt, obwohl es inzwischen zum Betriebe von 7 Triebwerken, (u. darunter 4 Pulvermühlen) bereits benutzt ist. Von hier nimmt das Wasser mehr u. mehr eine bleigraue, bisweilen schwärzliche Farbe an, ist in hohem Grade unklar, und entwickelt, namentlich wo es an Mühlenräder treibt, einen widerlichen gelblichen zähen Schaum, der bisweilen vor den Mühlen sich bis 3 - 4 Fuß aufthürmt. Dieser Schaum, aus kleinen mit Gas gefüllten Bläschen bestehend, setzt sich an den Uferändern, namentlich aber an den Wänden der am Bach stehenden Häuser fest, und



Vorbereitung der Leinenlumpen. Vor der Industrialisierung waren sie der einzige Rohstoff für die Papierherstellung. Sie mußten sortiert werden; Knöpfe und andere harte Teile wurden abgeschnitten. Dies war häufig Frauen- und Kinderarbeit. (Encyclopédie. Paris 1767. Reproduktion Universitätsbibliothek Köln)



Stampfwerk einer Papiermühle. Hier wurden die Leinenstoffe zerfasert. Schmutz wurde ausgespült, das Wasser anschließend ungeklärt abgeleitet. (Encyclopédie. Paris 1767. Reproduktion Universitätsbibliothek Köln)



Schöpfen des Papiers. Die Fasern des wässrigen Breis lagern sich auf dem Schöpfesieb ab und bilden das Papierblatt. (Encyclopédie. Paris 1767. Reproduktion Universitätsbibliothek Köln)

Datum der Besichtigungen			Augenscheinseinnahme	Beurteilung der Sinkstoffe		
a. während des Betriebes	b. während der Betriebsruhe			an Ort und Stelle	zu Hause im Schlammprüfer	
Monat	Tag	1.	2.			3.
Juli	20.	I.	der Kläranlage und der Abwässer	b. <i>fast klar</i>	<i>offen</i>	a. nach 6 Stunden: <i>/</i> b. nach 24 Stunden: <i>/</i> c. ob abgeklärt: <i>ja!</i>
		II.	des Badwässers	<i>geringlob.</i> <i>Wasserschlamm über Wasser sichtbar</i>	<i>Tinkstoffe</i>	a. nach 6 Stunden: <i>haben</i> b. nach 24 Stunden: <i>haben</i> c. ob abgeklärt: <i>ja.</i>
Juli	28.	I.	Prüfung des Badwässers	b. <i>klar</i>	<i>offen</i>	a. nach 6 Stunden: <i>/</i> b. nach 24 Stunden: <i>/</i> c. ob abgeklärt: <i>Klärunng nicht anfordern auf.</i>
		II.	der Kläranlage und der	c. <i>geringlob.</i>	<i>Tinkstoffe</i>	a. nach 6 Stunden: <i>haben</i>

Ergebnistabelle über die Abwasserprüfungen bei einer Bergisch Gladbacher Papierfabrik, Juli bis September 1918. Abflüsse der Kläranlagen vorgeschrieben. Aufgrund der Kontrollen häuften sich Strafoerfügungen, die sich

es entwickelt sich daraus, insonderheit wenn die Sonne darauf scheint, ein höchst mephitischer Geruch, so daß die Anwohner die zum Bache führenden Fenster verschlossen zu halten genöthigt werden. Die Strömung des Wassers im Bachbette wird, je weiter zur Mündung, immer geringer, dabei ist aber die Schaumbildung u. die dunkle Färbung des Wassers so intensiv, dass sie sich sogar noch eine lange Strecke von der Mündung in den Rhein hinein verfolgen läßt." (HStAD, Reg. Köln 2544)

Die Situation wurde für die Bachanlieger immer unerträglicher: Der Bach verschlammte stark, roch schlecht und war zum Wässern der Wiesen kaum noch geeignet.

Bis zum Inkrafttreten des Preußischen Wassergesetzes 1913 regelten verschiedene Gesetze und Vorschriften den Umgang der Industrie mit ihren Abwässern. Als Extrakt der Vorschriften wurde wiederholt angeführt, daß nur „reine Abwässer“ in die Gewässer geleitet werden dürfen. Die Strafen für Verstöße waren recht geringfügig - sie beliefen sich auf fünf Mark bzw. einen Tag Haft. Problematisch für die örtlichen Behörden war außerdem die Tatsache, daß sich der Regierungspräsident nicht in der Lage sah, einen Grenzwert festzusetzen:

„Es muss vielmehr der Polizeibehörde zu Bergisch-Gladbach überlassen bleiben, nach ihrem pflichtmässigen Ermessen überall da ein-

Zurteilung	I. des geklärten Wassers	a. Färbung	a. Lackmusprobe	Zustand der Kläranlage	Beseitigung (Lagerung) der ausgeworfenen Zinkstoffe	Bericht über die in jedem einzelnen Falle erfolgten Anordnungen und eingeleiteten Maßnahmen
	II. des Bachwassers	b. Geruch	b. Fäulnisfähigkeit			
	6.		7.	8.	9.	10.
	<i>Schwefelgeruch</i>	a. <i>neutral</i>		<i>in Ordnung</i>	<i>Lagerung</i>	
	<i>Chlorgeruch</i>	b.				
	<i>Schwefelgeruch</i>	a. <i>neutral</i>				
	<i>Chlorgeruch</i>	b.				
	a. <i>klar</i>	a. <i>neutral</i>				
	b. <i>geruchlos</i>	b.				
	<i>Schwefelgeruch</i>	a. <i>neutral</i>				

Auffällig ist der angeführte „Chlorgeruch“. Seit 1909 waren monatliche Kontrollen der Gewässer und der allerdings nur auf fünf Mark bzw. einen Tag Haft beliefen. (Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, LR Mülheim 174)

zuschreiten, wo sie in der besonders starken Verschmutzung des Bachwassers eine Gesundheitsgefahr erblickt.“ (StABG, C 1449).

Im Preußischen Wassergesetz von 1913 blieb der weitgehende Ermessensspielraum der Behörden erhalten, denn exakte Grenzwerte wurden auch hier nicht festgelegt.

Das Preußische Wassergesetz galt in den ehemals preußischen Gebieten bis 1960, als das Gesetz zur Ordnung des Wasserhaushalts in Kraft trat. Dieses ist bis heute gültig und regelt zum ersten Mal das Wasserrecht ländereübergreifend. Es beinhaltet eine Genehmigungspflicht für jegliche Einleitung von Abwässern. Die Schadstofffracht soll so gering wie möglich gehalten werden; die

Einrichtungen der Einleiter zur Abwasserreinigung und -vermeidung sollen dem „Stand der Technik“ entsprechen.

In allen Bundesländern wurden darauf aufbauende Landeswassergesetze und Verwaltungsvorschriften erlassen. Die Vorschrift über die Einleitung von Abwässern der zellstoff-, papier- und pappeproduzierenden Industrie legt für diese einzelnen Produkte fest, welche Schmutzwassermengen mit welchem Verschmutzungsgrad pro Produktionsmengeneinheit höchstens eingeleitet werden dürfen. Die Festlegung der Produktionsmengen ist wiederum Teil der wasserrechtlichen Genehmigung. 1978 trat zusätzlich das Abwasserabgabengesetz in Kraft,

demzufolge für die Einleitung von Abwässern Abgaben zu zahlen sind, deren Höhe sich nach Schädlichkeit und Menge richtet.

Bis 1957 hatte sich die Situation für die Strunde nicht grundlegend geändert. Im Wasserwirtschaftsplan wurde folgendes festgestellt:

„Der Strunderbach ist in seinem Oberlauf noch als ziemlich sauber anzusprechen.... Mit dem Eintritt des Strunderbachs in das besiedelte Stadtgebiet von Berg. Gladbach kommt dann eine ständig steigende Belastung durch vorwiegend häusliche Abwässer hinzu. Die stärkste Verschmutzung tritt jedoch mit den Abwassereinleitungen aus der großen Papierfabrik Zanders im Stadtkern von Berg. Gladbach auf. Drei weitere Papier- und Pappenfabriken im Stadtgebiet (Weig, Poensgen und Wachendorff) sowie die Baumwollbleicherei in Köln-Holweide und Einleitung von häuslichen Abwässern im Kölner Raum tragen dann zu einer noch stärkeren Belastung bei. Mit der Einleitung der Abwässer aus den Papierfabriken nimmt der Strunderbach mehr und mehr die Eigenschaften eines Abwasserkanals an, da die Selbstreinigungskraft des Gewässers bei weitem überfordert ist, wie verschiedene Gutachten belegen.“ (Wasserwirtschaftsplan 1957, Untere Wasserbehörde)

Seit 1975/76 liegen Gewässergütekarten vor. Danach fiel das Strundewasser in den 1970er Jahren in die Güteklasse IV („übermäßig verschmutzt“). Durch die Inbetriebnahme von biologischen Kläranlagen hat sich die Wasserqualität inzwischen auf Güteklasse II - III („kritisch belastet“) verbessert.

Heute wird - zumindest von der Firma Zanders als dem weitaus größten der beiden noch produzierenden Papierfabriken in Bergisch Gladbach - kein Abwasser mehr in die Strunde eingeleitet. Ein Kanal bringt die Abwässer direkt in den Randkanal des Rheins - eine Übertragung der Politik der „hohen Schornsteine“ auf das Medium Wasser.

Das Beispiel der Bergisch Gladbacher Papierindustrie hat deutlich gemacht, daß die bereits seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts existierenden Vorschriften, die auf eine Reinhaltung der Gewässer zielten, nur sehr langsam praktische Wirkung zeigten. Ihre Durchsetzung scheiterte an fehlenden technischen Möglichkeiten der Problembewältigung, mangelnden und ungenauen Kontrollverfahren und - als grundlegendem Faktor - dem Interesse der Behörden an weitgehend unbeschränkter Wirtschaftstätigkeit der Unternehmen.

Den geschilderten Konflikten des vorigen Jahrhunderts lagen die Interessen von verschiedenen Wassernutzern zugrunde. Denjenigen, die den Bachlauf zur Entsorgung ihrer Abwässer benutzten, standen als Kontrahenten Industriebetriebe gegenüber, die auf sauberes Wasser angewiesen waren, Landwirte, die mit Bachwasser ihr Vieh tränkten und Wiesen bewässerten, Fischereiberechtigte und Privathaushalte, die ihren Trinkwasserbedarf aus der Strunde deckten. Ein Wasserwerk, das auch Bergisch Gladbacher Privathaushalte mit Trinkwasser versorgte, entstand 1896.

Die Tatsache, daß in der Vergangenheit nur die Einschränkung der unmittelbaren Benutzbarkeit des Wassers zu Konflikten führte, deutet darauf hin, daß die natürliche Umwelt und ihre Artenvielfalt unabhängig von gesundheitlichen und wirtschaftlichen Interessen der Menschen nicht als schützenswert galt. Der Naturschutzgedanke entwickelte sich erst allmählich seit Ende des vorigen Jahrhunderts. Aber auch heute werden Gewässer nicht in einer den Anforderungen des Naturschutzes entsprechenden Weise geschützt, da der Natur- und Landschaftsschutz mit der wirtschaftlichen Nutzung der Gewässer konkurrieren muß. Die Tatsache, daß der „Stand der Technik“ als Orientierung für die Genehmigung von Abwassereinleitungen dient, garantiert im Grunde die Nutzbarkeit der Gewässer für diesen Zweck.

Unveröffentlichte Quellen:

Stadtarchiv Bergisch Gladbach (StABG);
Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HStAD);
Untere Wasserbehörde des Rheinisch-Bergischen Kreises; Stiftung Zanders - Papiergeschichtliche Sammlung, Bergisch Gladbach.

Literatur:

Bayerl, Günter: Die Papiermühle. Vorindustrielle Papiermacherei auf dem Gebiet des alten Deutschen Reiches - Technologie, Arbeitsverhältnisse, Umwelt. 2 Bände. Frankfurt/Main 1987.

Bayerl, Günter: Schneeweiße Blätter, schmutzige Wasser - Produktion und Umwelt. In: Papier. Berlin 1987 (= Museum für Verkehr und Technik Berlin. Materialien 2). S. 62-78.

Bayerl, Günter/Pichol, Karl: Papier. Produkt aus Lumpen, Holz und Wasser. Reinbek bei Hamburg 1986 (= Kulturgeschichte der Naturwissenschaften und der Technik).

Besiegte Natur. Geschichte der Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg.: Franz-Josef Brüggemeier, Thomas Rommelpacher. München 1987.

Eyll, Klara von: 400 Jahre Papiermühlen an der Strunde. Bergisch Gladbach 1982.

Garbrecht, Günther: Wasser. Vorrat, Bedarf und Nutzung in Geschichte und Gegenwart. Reinbek bei Hamburg 1985 (= Kulturgeschichte der Naturwissenschaften und der Technik).

Gewässerbericht 1991. Bergisch Gladbach.

Hofmann, Carl: Handbuch der Papierfabrikation, Berlin 1891 (Bd. 1), 1897 (Bd. 2) (2. Auflage).

König, J.: Die Verunreinigung der Gewässer, deren schädliche Folgen sowie die Reinigung von Trink- und Schmutzwasser. 2 Bände. Berlin 1899. (2. Auflage).

Paul, Johann: Umweltbelastungen in der Bürgermeisterei Merheim vor dem Ersten Weltkrieg. In: Rechtsrheinisches Köln. Jahrbuch für Geschichte und Landeskunde 18 (1992). S. 111-128.

Schachtner, Sabine: Die Papiermacherei und ihre Geschichte in Bergisch Gladbach. Bergisch Gladbach 1990.

Schmitz, Ferdinand: Die Papiermühlen und Papiermacher des bergischen Strundertals. Bergisch Gladbach 1921 (Reprint 1979).

Wey, Klaus Georg: Umweltpolitik in Deutschland. Kurze Geschichte des Umweltschutzes in Deutschland seit 1900. Op-laden 1982.

Zellner, Heinrich: Die Verunreinigung der deutschen Flüsse durch Abwässer der Städte und Industrien. Berlin 1914.

Dr. Sabine Schachtner, 36

Studium: Volkskunde, Neuere Geschichte, Soziologie, Kunstgeschichte an der Universität Münster.

Volontariat am Museum für Volkskunde, Berlin.

Seit 1987 beim Rheinischen Industriemuseum als Leiterin der Außenstelle Bergisch Gladbach.

Ökologie im Bergischen Freilichtmuseum

Unter dem Schwerpunktthema „Ökologie und Umweltschutz“ werden im Bergischen Freilichtmuseum Themen aufbereitet, die sich aus den unmittelbaren Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt im Bergischen Land ergeben. Im Zentrum der Betrachtung steht hierbei der Mensch. Durch seine vielfältigen Lebens- und Wirtschaftsweisen hat er über Jahrhunderte hinweg in enger Anpassung an die naturräumlichen Verhältnisse die Kulturlandschaft des Bergischen Landes geformt. Im Bergischen Freilichtmuseum sollen Entstehung und Entwicklung dieser Landschaft in ihrer typischen Gestalt und mit der Fülle ihrer Lebensräume für Pflanzen und Tiere gezeigt werden.

Im Bergischen Freilichtmuseum wird der umfassende Begriff „Ökologie“ bewußt auf die Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt eingeschränkt. Aus der historischen, vom Menschen beeinflussten Entwicklung von Natur und Landschaft im Bergischen Land können Anregungen für Natur- und Umweltschutzfragen der Gegenwart abgeleitet werden.

Während die Naturlandschaft vom Menschen völlig unbeeinflusst war, ist die Kulturlandschaft ein Produkt menschlichen Handelns. Naturlandschaft in ihrer reinen Ausprägung gibt es auf der Erde fast nicht mehr. Die vom Menschen geschaffene Kulturlandschaft kann dagegen nur durch den Menschen erhalten werden. Über Jahrhunderte gewachsen, zeichnet sie sich gegenüber der vom Menschen unbeeinflussten Naturlandschaft durch eine besonders kleinräumige Struktur aus. Damit verbunden ist eine Vielfalt von Lebensräumen für Pflanzen und Tiere. Sie kann nur erhalten werden, wenn der Mensch stets in gleicher Weise in die Natur eingreift. Leider hat jedoch die starke Veränderung der menschlichen Lebens- und Wirtschaftsweisen in den vergan-

genen Jahrzehnten dazu geführt, daß die einstmals reiche Kulturlandschaft heute in zunehmendem Maße zerstört wird. Mit dem Verlust der Lebensräume geht ein in der bisherigen Kulturlandschaftsgeschichte beispielloses Artensterben einher. Nur eine Weiterführung traditioneller Wirtschaftsweisen könnte den Reichtum an Lebensräumen in der Kulturlandschaft erhalten. In zunehmendem Maße geraten jedoch die traditionellen Techniken in Vergessenheit. Das Bergische Freilichtmuseum hat sich zum Ziel gesetzt, durch das Ausüben früherer Wirtschaftsweisen Teile der typischen bergischen Kulturlandschaft wiederentstehen zu lassen. Durch die Wiederanlage verschiedener Teile der Kulturlandschaft im Museum und der Erläuterung der Zusammenhänge ihres Entstehens sollen aktuelle Umweltprobleme thematisiert werden. Die Aufbauarbeiten im Bergischen Freilichtmuseum zeigen, daß dieser Anspruch nicht nur auf dem Papier besteht. Neben dem umfassenden Auftrag, ein Stück Kulturlandschaft nicht nur zu erforschen und wiederherzustellen, sondern das Überkommene auch verantwortlich zu bewahren, wird auch in umfassender Weise das praktiziert, was später der Besucher als Anregung mit nach Hause nehmen soll. So wird etwa bei den Aufbauarbeiten für die Museumsgebäude streng darauf geachtet, daß keine umweltschädlichen Anstriche oder Holzschutzmittel verwendet werden. Stattdessen wird das Bauholz durch geeignete konstruktive Maßnahmen geschützt, das Mobiliar und hölzerne Ausbauteile werden in einer sog. Thermokammer einer Wärmebehandlung unterzogen, die Substanzschutz und Schädlingsbekämpfung ohne den Einsatz umweltschädlicher Gifte ermöglicht. Beim Wegebau wird auf eine Versiegelung der Flächen verzichtet. Dieser Zustand entspricht der Wegesituation im 19. Jh., wo Niederschläge schnell dazu führen konnten, daß Wege unpassierbar wurden - und stellt somit ein weiteres Vermittlungs-

ziel dar. Darüberhinaus entstehen so auf diesen Wegen typische Pflanzengesellschaften, deren Wiederansiedlung ein wichtiger Bestandteil der Arbeit des Bergischen Freilichtmuseums ist.

Der Einsatz von Pestiziden und großen Mengen chemischen Düngers, die veränderte Bodenbearbeitung durch schwerere Traktoren und tiefere Pflüge sowie das Anwenden verbesserter Saatreinigungsverfahren haben in den vergangenen Jahrzehnten bewirkt, daß die einstmalige reiche Ackerwildkrautflora nahezu verschwunden ist. Trotz allen Fortschrittes ist die Menge der „Unkräuter“ auf dem Acker heute nicht geringer geworden, jedoch treten jetzt nur noch wenige Arten wie zum Beispiel der Windhalm im Getreide auf. Diese „Problemunkräuter“ sind teilweise auch mit den modernen Mitteln kaum zu bekämpfen und breiten sich nun in starkem Maße aus. Gleichzeitig geraten die Rückstände von Pflanzenschutzmitteln in der Nahrung immer mehr in den Verdacht, Krankheiten zu erzeugen. In der früheren Zeit standen den Bauern noch keine chemischen Pflanzenschutzmittel zur Verfügung, durch die Arbeit mit Zugtieren und von Hand kam es nicht zu Bodenverdichtungen, und aufgrund der geringen Viehzahl und der dabei nur in geringem Maße anfallenden Dungmengen konnten die Felder nur wenig gedüngt werden. In der Folge davon stellte sich eine artenreiche Ackerwildkrautflora ein, die ihrerseits eng an die Arten und Zeiten der Bodenbearbeitung angepaßt war. Bei der Anwendung einer sinnvollen Fruchtfolge auf dem Acker wurden die Beikräuter selten zu einer Gefahr für das Gedeihen der Kulturpflanzen. Ihre Anwesenheit half dagegen, durch die Bedeckung des offenen Bodens eine mögliche Bodenabspülung abzuschwächen.

Im Bergischen Freilichtmuseum werden sich durch das Ausüben der traditionellen Landwirtschaftstechniken die typischen Ackerwildkräuter nach und nach wieder einstellen. Die Besucher sollen dann die Pflanzen

DAS STICHWORT:

Ökologie

Ökologie ist die Wissenschaft von den Beziehungen der Lebewesen untereinander und von den Wechselwirkungen zwischen den Lebewesen und der Umwelt.

Die Grundgedanken dieser Wissenschaft wurden 1859 erstmalig durch Charles Darwin formuliert. Der Begriff „Ökologie“ stammt von dem deutschen Zoologen Ernst Haeckel, der es 1866 vom griechischen „oikos“ (Haushalt, Heim) ableitete und damit die „Lehre vom Haushalt der Natur“ und die „Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Außenwelt“ meinte.

Bekannt wurde die Wissenschaft Ökologie erst seit den 1960er Jahren, als die Öffentlichkeit darauf aufmerksam wurde, daß der Haushalt der Natur durch die Zivilisation des Menschen stark gestört wird, daß die Natur verletzlich ist und ihre Ressourcen begrenzt sind. Erst jetzt begannen viele Menschen, Umweltprobleme wie die Zerstörung der Wälder, die Umweltverschmutzung, das Aussterben vieler Pflanzen- und Tierarten und die Probleme der Müllentsorgung ernstzunehmen. Die Ökologie hilft dem Menschen, wenigstens einen Teil der Auswirkungen seiner Eingriffe in die Natur abzuschätzen und vielleicht auch einige Schäden wieder zu beheben.

TR/WE

und ihre Aufgabe im Ökosystem sowie die Bedingungen für ihre Ausbreitung oder ihr Verschwinden kennenlernen. Gleichzeitig sollen sie die traditionellen Arbeitsweisen, die für Verbreitung und Erhaltung der Pflanzen wichtig sind, wieder erlernen.

Museale Präsentationen wie das oben genannte Beispiel sollen in Verbindung gebracht werden mit aktuellen Umweltproblemen. Die Besucher werden dabei etwas über die frühere Kulturlandschaft, die Vielfalt ihrer Lebensräume und die Notwendigkeit ihrer Erhaltung für ein gesundes Leben der Menschen erfahren. Im Rahmen von Seminaren bietet das Bergische Freilichtmuseum darüber hinaus seinen Besuchern die Möglichkeit, traditionelle Arbeiten wie zum Beispiel die Veredlung von Obstbäumen in der Praxis auszuüben. Unter fachkundiger Anleitung soll auf diese Weise eine Sensibilisierung für die Umweltprobleme erreicht und Wege für einen sinnvollen Umgang mit der Natur aufgezeigt werden. Nur durch den persönlichen engagierten Einsatz des Einzelnen in seinem unmittelbaren Lebensbereich für die Belange der Natur kann die Kulturlandschaft für die Zukunft erhalten werden.

Historische bäuerliche Kulturlandschaft: Ökonomie contra Ökologie?

Auf dem Titelbild - einer Schulwandkarte aus dem Anfang unseres Jahrhunderts - tummeln sich Gänse und glückliche Hühner, die Schmetterlinge erreichen geradezu tropische Ausmaße, ein Wanderer zieht zufrieden seines Wegs, die Kinder sitzen in der bunten Blumenwiese - es gibt nichts, was die Idylle stört. Aus der Sicht heutiger Umweltbedrohung tun sich dann sehr rasch Assoziationen auf, wo das Landleben, vor allem in der „guten alten Zeit“, als heile Welt und gesunde Umwelt verstanden wird. Abgesehen davon, daß eine derartige Denkweise schon der heutigen Situation nicht gerecht wird, muß man sich doch die Frage stellen: Konnten sich unsere Vorfahren überhaupt leisten, im heutigen Sinn ökologisch zu denken und zu handeln?

„Freilichtmuseum für Ökologie“ ?

Nach der vorausgegangenen Erklärung des Begriffs „Ökologie“ stellt sich die Frage: „Kann man Ökologie in einem Museum darstellen?“ Auch wenn nicht alle Aspekte, die heute - und nicht immer zurecht - mit der Vorsilbe „öko-“ erscheinen, direkt im Museum aufbereitet werden können, so ist doch mit dem Schutz und der Wiederherstellung der früheren ländlichen Kulturlandschaft ein aktueller und anspruchsvoller Ansatz gegeben. *Bergisches Freilichtmuseum für Ökologie und bäuerlich-handwerkliche Kultur* - die Wurzeln dieser Namensgebung im musealen Sinn kann ein kleiner Exkurs in die Geschichte der Freilichtmuseen und ihrer Entwicklung näher erläutern.

Als erstes Freilichtmuseum wurde 1891 in Stockholm als Bestandteil des „Nordischen Museums“ das Freilichtmuseum Skansen gegründet. Hier wurde originale Bausubstanz an einen zentralen Ort transloziert und präsentierte die ländliche Bau-

und Wohnkultur der schwedischen Landschaften. Das gleiche Ziel - die Erhaltung und Darstellung der jeweiligen regionalen Hausformen und des Interieurs - verfolgten im wesentlichen alle Freilichtmuseen, die zu Anfang unseres Jahrhunderts gerade in Nordeuropa in rascher Folge gegründet wurden. Erst langsam kristallisierten sich einzelne Darstellungsprinzipien heraus. Parkartige Museen ohne klare Trennung der einzelnen Baugruppen wurden abgelöst von Anlagen mit umfassenderer Präsentation. Hier wurde sowohl die Unterscheidung nach der geographischen Herkunft wie auch die Darstellung im Hof- oder Siedlungszusammenhang berücksichtigt. Hinzu kam das Bemühen, nicht nur die authentische Innenausstattung, sondern auch das Gebäudeumfeld in die Darstellung miteinzubeziehen. Die Anlage von Hofräumen, Gärten und Feldern mit teilweiser Bewirtschaftung und Viehhaltung wurde immer

DAS MUSEUM BRAUCHT FREUNDE

Das Bergische Freilichtmuseum Lindlar erfährt seit nunmehr vier Jahren Unterstützung durch einen Förderverein. Bei der langwierigen Planungsphase war es zunächst schwer, Ansatzpunkte zur Förderung des Museums zu finden. Zur Zeit eröffnen sich jedoch eine Reihe von Perspektiven, den Aufbau des Museums unterstützend zu begleiten. Ein Beispiel ist die Zeitschrift „FREILICHTBLICK“, die wir künftig unseren Mitgliedern zwei- bis dreimal im Jahr kostenlos zuschicken.

Der Förderverein bietet seinen Mitgliedern darüber hinaus eine Reihe von Vergünstigungen an. Zu erwähnen wäre bereits jetzt

- das abwechslungsreiche Jahresprogramm, das in diesem Jahr sogar über die Grenzen des Bergischen Landes hinausragt,
- Einladungen zu den Sonderveranstaltungen des Museums (Ausstellungseröffnungen, Jahresfeste ...)
- Kostenlose Beratung bei der Datierung und Klassifizierung privater volkskundlicher Gegenstände
- Vorzugspreise auf Veröffentlichungen des Freilichtmuseums
- Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt

Damit Sie sich auch noch einmal über das „Kleingedruckte“ eingehend informieren können, finden Sie auf den folgenden Seiten die Satzung des „Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar“. Sollten Sie sich auch davon nicht haben abschrecken lassen, würden wir uns freuen, Sie als Mitglied unseres Fördervereins zu begrüßen. Füllen Sie einfach das Aufnahmeformular aus und senden Sie es an unseren Schriftführer:

Werner Hütt, Rathaus Lindlar, Borromäustraße 1, 5253 Lindlar. Dann freuen Sie sich auf die nächste Ausgabe des „Freilichtblicks“, die zu Ihnen ins Haus kommt...

Sollten Sie sich jedoch nicht zur Mitgliedschaft im Förderverein entschließen wollen, aber dem Verein dennoch eine Spende zukommen lassen, so nennen wir Ihnen gerne unser **Spendenkonto:**

Kto.-Nr. 0323 000 130 (BLZ 370 502 99)

Lindlar, im Mai 1992

Der Vorstand

Satzung des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Satzung

§ 1

Name und Sitz des Vereins

Der Verein führt den Namen: „**Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums**“.

Der Verein hat seinen Sitz in Lindlar und ist im Vereinsregister des Amtsgerichtes Wipperfürth unter der Nr. 438 eingetragen.

§ 2

Wesen und Zweck des Vereins

1. Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne der Gemeinnützigkeitsverordnung vom 24. Dezember 1953, in dem er ideell und materiell die kulturellen und wissenschaftlichen Aufgaben des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar und seiner Außenstellen fördert.

2. Der Verein ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.

§ 3

Rechnungsjahr

Das Rechnungsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 4

Verwendung der Mitgliedsbeiträge, Spenden und Zuwendungen

1. Mitgliedsbeiträge, Spenden, Stiftungen und andere Zuwendungen des Vereins dürfen nur für die Erreichung der satzungsgemäßen Ziele des Vereins ver-

wendet werden. Die Mitglieder erhalten weder finanzielle Vergünstigungen noch andere Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Bei ihrem Ausscheiden oder bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins werden weder gezahlte Beiträge zurückerstattet noch haben sie irgendeinen Anspruch auf das Vereinsvermögen.

2. Alle Inhaber von Vereinsämtern sind ehrenamtlich tätig. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Körperschaft fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
3. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins fällt das gesamte Vereinsvermögen an das Bergische Freilichtmuseum, welches diese Mittel jedoch nur im Sinne des § 2 dieser Satzung verwenden darf.

§ 5

Erwerb der Mitgliedschaft

1. Dem Verein gehören die nachstehend unterzeichneten Mitglieder an.
2. Ordentliche Mitglieder können weitere natürliche oder juristische Personen werden.
3. Voraussetzung für den Erwerb der Mitgliedschaft ist ein schriftlicher Antrag an den Vorstand des Vereins.
4. Über die Aufnahme in den Verein entscheidet der Vorstand.
5. Die Mitgliedschaft ist weder übertragbar noch erblich.
6. Bei Ablehnung eines Aufnahmeantrages ist der Verein nicht verpflichtet, dem Antragsteller die Gründe der Ablehnung bekanntzugeben.

§ 6

Pflichten der Mitglieder

1. Die Mitglieder verpflichten sich, für die Ziele und den Zweck des Vereins einzutreten.
2. Die Mitglieder des Vereins zahlen Mitgliedsbeiträge, die von der Mitgliederversammlung zu beschließen sind.

§ 7

Mitgliedsbeiträge

Die Höhe der Mitgliedsbeiträge bestimmt die Mitgliederversammlung. Der Vorstand kann auf Antrag einzelnen Mitgliedern den Jahresbeitrag stunden, ermäßigen oder erlassen. Rückstände können nach einer

schriftlichen Mahnung auf Kosten des oder der Säumigen eingezogen werden.

§ 8

Beendigung der Mitgliedschaft

1. Die Mitgliedschaft endet mit dem Tod oder der Aufhebung (bei juristischen Personen) des Mitgliedes, durch Austritt oder durch Ausschluß aus dem Verein.
2. Der freiwillige Austritt ist zum Ende des jeweiligen Geschäftsjahres möglich. Er erfordert eine schriftliche Erklärung gegenüber dem Vorstand vor Beginn des letzten Quartals.
3. Ein Mitglied kann durch Vorstandsbeschluß von der Mitgliederliste gestrichen werden, wenn es
 - a) mit den Beitragszahlungen im Rückstand ist oder
 - b) gegen die Vereinsinteressen verstößt.

Vor der Beschlußfassung zum Ausschluß ist dem Mitglied unter Setzung einer angemessenen Frist Gelegenheit zu geben, sich persönlich vor dem Vorstand zu rechtfertigen. Danach hat das ausgeschlossene Mitglied die Möglichkeit, binnen eines Monats nach Zustellung des Vorstandsbeschlusses über seinen Ausschluß eine Entscheidung durch die Mitgliederversammlung zu beantragen. Diese entscheidet endgültig.

Der Ausschluß ist dem Mitglied mitzuteilen.

§ 9

Organe des Vereins

Organe des Vereins sind die Mitgliederversammlung und der Vorstand.

§ 10

Die Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung findet mindestens einmal jährlich statt. Sie wird vom Vorsitzenden oder dem stellvertretenden Vorsitzenden des Vereins unter Einhaltung einer Frist von zwei Wochen schriftlich einberufen. Dabei ist die vom Vorstand festgesetzte Tagesordnung mitzuteilen.
2. Außerdem muß eine Mitgliederversammlung einberufen werden, wenn
 - a) der Vorstand dies für erforderlich hält, oder
 - b) ein Drittel der Mitglieder dies unter Angabe des Zwecks und der Gründe vom Vorstand verlangt.
3. Jedes ordentliche Mitglied hat das Recht, an der Mitgliederversammlung teilzunehmen, Anträge zu stellen und das Stimmrecht auszuüben.

§ 11

Die Zuständigkeit der Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung ist zuständig für

1. die Wahl des Vorstandes
2. die Wahl der Rechnungsprüfer
3. die Satzungsänderungen
4. die Fassung grundsätzlicher Beschlüsse zur Vereinstätigkeit
5. die Entgegennahme der Geschäfts-, Kassen- und Kassenprüfungsberichte
6. die Entlastung des Vorstandes
7. die Auflösung des Vereins
8. die Ernennung von Ehrenmitgliedern
9. die Festsetzung der Mitgliedsbeiträge.

Die Mitgliederversammlung kann den Vorstand auch vor Ablauf der Amtsdauer mit 2/3-Mehrheit der anwesenden Mitglieder abwählen, wenn diese 2/3-Mehrheit mindestens mehr als die Hälfte der Vereinsmitglieder umfaßt.

§ 12

Leitung der Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung wird vom Vorsitzenden oder bei dessen Verhinderung vom 1. stellvertretenden Vorsitzenden geleitet.
2. Die Mitgliederversammlung ist beschlußfähig, wenn sie ordnungsgemäß einberufen worden ist.

3. Die Mitgliederversammlung kann eine Ergänzung der vom Vorstand festgesetzten Tagesordnung beschließen. Grundsätzlich entscheidet die Mehrheit der abgegebenen gültigen Stimmen. Stimmenthaltungen bleiben außer Betracht. Für die Änderung der Satzung ist eine Mehrheit von 2/3, zur Auflösung des Vereins eine Mehrheit von 3/4 der abgegebenen gültigen Stimmen der anwesenden Mitglieder erforderlich. Die Art der Abstimmung wird von der Mitgliederversammlung festgelegt.

4. Über die Mitgliederversammlung ist vom Schriftführer des Vereins ein Protokoll anzufertigen, das vom Leiter der Mitgliederversammlung und dem Protokollführer zu unterschreiben ist.

§ 13

Der Vorstand

1. Der Vorstand wird, mit Ausnahme des Vorsitzenden des Beirates, von der Mitgliederversammlung gewählt.
2. Der Vorstand im Sinne des § 26 Abs. 1 BGB besteht aus dem Vorsitzenden, dem 1. stellvertretenden Vorsitzenden, dem 2. stellvertretenden Vorsitzenden, dem Schatzmeister und dem Geschäftsführer (zugleich Schriftführer).
3. Der Vorstand wird auf die Dauer von zwei Jahren gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

AUFNAHMEANTRAG

Ich beantrage hiermit meine Aufnahme in den „Verein der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums“. Satzungsgemäß verpflichte ich mich, für die Ziele und Zwecke des Vereins einzutreten. Mit der mir vorliegenden Satzung erkläre ich mich einverstanden.

Name: _____ Vorname: _____

Titel: _____ geb. am: _____

PLZ/Wohnort: _____

Straße/Haus-Nr.: _____ Telefon: _____

(Ort u. Datum)

(Unterschrift)

Bitte zurücksenden an: Förderverein Bergisches Freilichtmuseum,
Herrn Werner Hütt, Borromäusstraße 1, 51789 Lindlar 1

4. Der erweiterte Vorstand besteht aus dem Vorstand gemäß § 26 Abs. 1 BGB sowie bis zu drei Beisitzern und dem Vorsitzenden des Beirates.
5. Der Museumsdirektor des Bergischen Freilichtmuseums nimmt mit beratender Stimme an den Sitzungen des Vorstandes teil.
6. Der Verein wird gerichtlich und außergerichtlich durch den Vorsitzenden oder den 1. stellvertretenden Vorsitzenden und jeweils ein weiteres Mitglied des Vorstandes im Sinne des § 26 Abs. 2 BGB vertreten.

§ 14

Der Beirat

1. Der Beirat berät und unterstützt den Vorstand.
2. Die Zahl der Mitglieder des Beirates wird auf Vorschlag des Vorstandes von der Mitgliederversammlung bestimmt.
3. Der Beirat wird von der Mitgliederversammlung auf die Dauer von zwei Jahren gewählt. Wiederwahl ist zulässig.
4. Der Beirat bestimmt aus seinen Mitgliedern einen Vorsitzenden, welcher Mitglied des erweiterten Vorstandes ist.
5. Scheidet ein Beiratsmitglied vor Ablauf der Amtsdauer aus, so ist der Beirat berechtigt, für die ver-

bleibende Amtszeit eine Ergänzung aus dem Kreis der Vereinsmitglieder vorzunehmen.

6. Der Beirat kann sich eine Geschäftsordnung geben.

§ 15

Rechnungsprüfung

Die Kassen- und Rechnungsprüfung erfolgt durch zwei nicht dem Vorstand angehörenden Personen. Sie werden zusammen mit dem Vorstand durch die Mitgliederversammlung gewählt.

MITGLIEDSBEITRÄGE

Mindestbeiträge pro Jahr:

Einzelmitglieder	40,— DM
Schüler, Auszubildende, Studenten	20,— DM
Mitglieder, deren Ehegatte (oder Kinder ebenfalls Mitglied sind)	30,— DM
Juristische Personen (Firmen, Behörden, Organisationen)	100,— DM

EINZUGSERMÄCHTIGUNG

Hiermit ermächtige ich den Schatzmeister des Vereins der „Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums“ für die Dauer meiner Mitgliedschaft jährlich

DM _____

von meinem Konto-Nr. _____ (BLZ _____)

bei der Bank/Sparkasse _____

einziehen. Diese Ermächtigung gilt bis auf Widerruf.

(Ort u. Datum)

(Unterschrift)

Zieht man das Resümee der Beiträge dieses Hefts, so kann diese Frage nur deutlich verneint werden. Das Handeln und Wirtschaften des Menschen in den vergangenen Jahrhunderten mußte darauf ausgerichtet sein, soviel Ertrag wie möglich aus dem - gerade im Bergischen oft sehr kleinen Besitz - zu erzielen, und das nicht nur, um die wirtschaftliche Existenz, sondern oft auch um das reine Überleben zu sichern. Die Abwanderung und die Aufgabe der Höfe - etwa in der Geschichte des Weilers Steinscheid im Museumsgelände - sind hierfür ein beredtes Beispiel. Vor diesem Hintergrund sind Erscheinungen wie die Übernutzung des Waldes durch die Gewinnung von Bau- und Brennholz, Meilerwirtschaft und Loheschälen, Waldweide für das Vieh leichter verständlich, auch wenn dies längerfristig zu enormen Schäden und damit letztendlich auch wieder zur Bedrohung der Lebensgrundlage

führte. Andererseits waren in früherer Zeit die technischen Möglichkeiten - Maschineneinsatz, Dünger- und Schädlingsbekämpfung - so begrenzt, daß der Einzelne kaum größere Schäden verursachen konnte. Erst die Summe der Eingriffe und ihre Dauer und Intensität zeitigten ernste Folgen. Waldnutzungsverordnungen mit strengsten Regelungen über die Holzentnahme in fast allen Landschaften geben Zeugnis davon, daß man oft verzweifelt bemüht war, gegen die gravierenden Mißstände anzugehen.

Mit der zunehmenden Intensivierung der Landwirtschaft veränderte sich die Situation: die Existenz konnte gesichert, die krasen Formen von Umweltzerstörung durch Übernutzung konnten vermieden werden. Dagegen erfolgte durch immer stärkeren Maschinen- und Chemieeinsatz und durch großflächige, maschinenangepaßte Anbau-

mehr in den Vordergrund gerückt. Das Ziel dabei war eine möglichst „ganzheitliche“ Darstellung der Lebens- und Wirtschaftsformen. Dieser Terminus war es auch, der sich in der ICOM-Erklärung zur Gestaltung von Freilichtmuseen aus dem Jahr 1982 als prägendes Element niederschlagen hat.

Das Ecomusée

Parallel zu dieser Entwicklung entstand in den 60er Jahren in Frankreich eine Museumskonzeption, die als „musée écologique en plein air“- wörtlich übersetzt als „ökologisches Freilichtmuseum“ - bezeichnet wird.

Auch hier bedeutet jedoch „Ökologie“ im engeren Sinn die wechselseitigen Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt in ihrer historischen Entwicklung innerhalb eines bestimmten Gebiets.

Dies ist auch der Punkt, in dem sich der Ansatz des französischen Ecomusée und des Bergischen Freilichtmuseums deckt.

Während nun das Konzept des Ecomusée aber die Erfassung sämtlicher Aspekte - sowohl in räumlicher, zeitlicher und kultureller Hinsicht - des gewählten Bezugsraumes vorsieht, beschränkt sich das Bergische Freilichtmuseum auf die Darstellung der Kulturlandschaft, wie sie der wirtschaftende Mensch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geprägt hat. Wenn so auch deutliche Unterschiede bestehen und auch die Umsetzung der Idee in den Ecomusée in Frankreich selbst teilweise sehr unterschiedlich erfolgt, so herrscht doch weitgehende Übereinstimmung in der Art des Forschungsansatzes: für die Erforschung der Kulturlandschaft ist - unabhängig von den zeitlichen Vorgaben - ein Zusammenwirken der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen erforderlich, um die Ergebnisse von volkskundlicher, naturwissenschaftlicher und baugeschichtlicher Forschung zu einem Ganzen zusammenzuführen, in dem der Besucher die Lebensumstände früherer Jahrhunderte zu erkennen vermag.

Die Entwicklung artenreicher Pflanzengesellschaften im Grünland

Während der größte Teil der Wiesen und Weiden im Museumsgelände bis vor wenigen Jahren intensiver Nutzung unterlag, wurde ein kleiner Bereich seit etwa 10-15 Jahren nur noch extensiv als hofnahe Weide genutzt. Auf dem nach Süden gerichteten, steilen Hang konnte sich auf besonders flachgründigem, im Sommer dürrgeschädigtem Boden eine bisher schon recht artenreiche Vegetation ausbilden.

Durch entsprechende Pflegemaßnahmen soll diese Entwicklung weiter begünstigt werden. Magerwiesen auf derartigen Standorten mit sauren Bodenverhältnissen sind im Bergischen Land heute recht selten geworden, so daß die Fläche zukünftig sicherlich auch im Sinne des Schutzes von Natur und Landschaft von Bedeutung sein wird.



*Magerwiesenbestand
auf einem nach
Süden gerichteten
Hang im
Museumsgelände*

Renaturierungsmaßnahmen am Lingenbach

Im Zuge der landwirtschaftlichen Intensivierung im 20. Jahrhundert wurde der Lingenbach begradigt und zum Teil verrohrt. In der Folge davon erhöhte sich seine Abflußgeschwindigkeit, und der Bach grub sich so tief in den Untergrund ein, daß er im Gelände kaum noch sichtbar war. Die Uferwiesen der Bäche trockneten aus, wurden gedüngt und als Viehweiden genutzt. Das Weidevieh zertrat die Bachufer, und nährstoffliebende Pflanzen, wie z.B. Brennesseln verdrängten die einstmals artenreiche Vegetation am Bachufer.

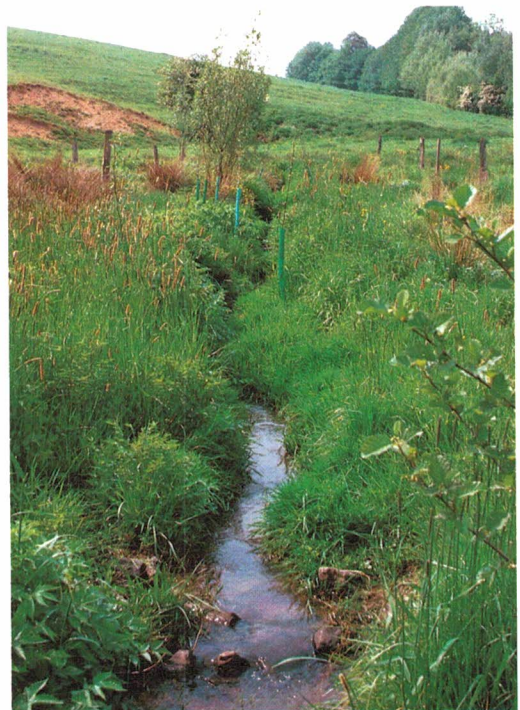
Um dem Lingenbach und dem Karlssiefen ihre ursprüngliche Lebensraumqualität zurückzugeben, wurde 1990 eine umfangreiche Renaturierungsmaßnahme begonnen.

Der Lingenbach beim Beginn der Renaturierungsmaßnahme im Jahre 1990



Dabei wurde die Bachsohle des Lingenbaches durch das Einbringen von Grauwackesteinen angehoben. Dadurch wurde die Fließgeschwindigkeit des Baches herabgesetzt. Gezielt angebrachte „Störsteine“ aus Grauwacke geben dem Bach den Anreiz, wieder einen gewundenen Bachlauf auszubilden. Erlen und Weiden, die beide tief in den Bachufeln wurzeln, geben den Ufern die nötige Stabilität. Ein enger Durchlaß aus Beton wurde beseitigt, denn er war für wandernde Gewässertiere ein unüberwindliches Hindernis. Mit der Anhebung des Wasserspiegels beginnen die Uferbereiche wieder zu vernässen. Dies ist die Voraussetzung für eine natürliche Entwicklung des Baches in der Zukunft.

Der Lingenbach im Frühjahr 1993, drei Jahre nach der Renaturierungsmaßnahme



methoden eine immense Beschleunigung des Artensterbens, die sich jedoch oft erst durch wissenschaftliche Untersuchungen in ihrem ganzen Ausmaß feststellen lassen und dessen Folgen für den Menschen noch nicht abzusehen sind.

Zweifelsohne gibt es vieles, was - bewußt oder unbewußt - auch heutigem Handeln zum Vorbild dienen kann: Die weitgehende Selbstversorgung und die Benutzung wiederverwendbarer Lager und Transportgefäße in früherer Zeit kann Möglichkeiten offenlegen, wie auch heute unnötiger Verpackungsmüll zu vermeiden ist. Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß in früheren Zeiten auch die Möglichkeiten, Müll zu produzieren, sehr gering waren und nicht aus der gezielten Überlegung heraus Abfall vermieden wurde. Genausowenig hätte der um seine Existenz kämpfende Bauer in früherer Zeit auf den Einsatz von Dünger verzichten wollen, nur fehlten eben die Möglichkeiten, genug natürlichen Dünger zu erzeugen oder später zusätzlich Handelsdünger zu erwerben.

An diesen Beispielen mag deutlich werden, daß man von einem gezielten umweltbewußten Handeln für frühere Zeiten nicht

sprechen kann, sondern daß sich bestenfalls - aus Zwang oder vielleicht durchaus aus empirischer Erfahrung - Handlungsweisen ergaben, die auch in heutigem Verständnis „ökologisch“ waren.

Über dieser - zugegebenermaßen etwas pessimistischen Einschätzung der historischen Situation darf eines nicht vergessen werden: auch ein Erkennen von offensichtlichen Fehlentwicklungen in der Vergangenheit darf uns nicht dazu verleiten, nun alles negativ zu sehen. Stattdessen muß eine objektive Erforschung und Prüfung der historischen Zusammenhänge die Möglichkeit schaffen, geeignete positive Beispiele zu übernehmen oder für moderne Umweltprobleme zu adaptieren.

Das bedeutet andererseits für die didaktische Verarbeitung im Museum, daß hier besonders darauf geachtet werden muß, daß dem Besucher keine verklärende Darstellung der guten alten Zeit vorgegaukelt wird, sondern daß mit Nachdruck auf die Schwierigkeiten und ernsten Probleme hingewiesen werden muß, die - gewissermaßen Ursache und Folge in einem - das Leben der Menschen und damit auch das Landschaftsbild geprägt haben.

TR/WE

Marianne Frielingsdorf

Heilkräuter aus der Natur

Echte Kamille *Matricaria camomilla*

Korbblütler Asteracea

Kurzbeschreibung der Pflanze:

Einjährige, aromatisch riechende Pflanze mit aufrechtem, 10-50 cm hohem Stengel. Blätter mehrfach fiederteilig mit schmalen linealen Abschnitten. Blütenköpfe einzeln, 15-24 mm breit, mit goldgelben Röhrenblüten und weißen Zungenblüten am Rand. Im vollerblühten Zustand sind die Zungenblüten zurückgeschlagen. Der Blütenboden ist kegelförmig und innen hohl. (wichtiges Unterscheidungsmerkmal).
Blütezeit: V-IX

Vorkommen:

Auf Äckern, Ödland, Schuttplätzen. Durch Unkrautbekämpfungsmittel vielerorts fast ausgerottet. Liebt nährstoffreichen, lehmhaltigen, meist kalkarmen Boden.

Heilkräftige Pflanzenteile:

Gesammelt werden die Blüten und Blütenknospen.



Anwendung und Wirkung:

Die Kamille ist mit Recht eine der meistgebrauchten Heilpflanzen. Sie ist von hohem Wert bei entzündlichen Erkrankungen. Äußerlich angewendet bei Bindehautentzündungen, eitrigen Wunden, Abszessen, Nagelbettentzündungen, Unterschenkelgeschwüren usw. Innerlich ist Kamille unentbehrlich als beruhigendes und krampflösendes Mittel, z.B. bei Erkrankung des Magens und Darmes, Menstruationsbeschwerden, Blasenentzündung usw.

Sonstige Verwendung:

Kamillendampfbäder sind ein beruhigendes Hautreinigungsmittel mit antiseptischer Wirkung. Kamillenextrakt wird gerne zur Pflege von blondem Haar verwendet. Im Garten fördert die Kamille das Wachstum der benachbarten Pflanzen. Mit Kamillentee übersprühte Setzlinge werden schneller kräftig. Ebenfalls wird die Kompostierung durch einen Kamilleaufguß angeregt.

Geschichtliches, Wissenswertes:

In allen Kräuterbüchern wird die Kamille als eines der ältesten Heilkräuter gepriesen. Schon im Altertum und im Mittelalter verwendete man die Kamille zu Heilzwecken. Bei den Ägyptern war sie der Sonne geweiht. Die Samen scheinen im Boden mindestens 100 Jahre keimfähig zu bleiben. Der Jahresverbrauch an Kamille beträgt in Deutschland über 2000 t. Die Droge stammt heute fast ausschließlich aus der Kultur.

Tips zum Schluß:

Wie wunderbar duftet ein Garten im Sonnenschein, in dem Echte Kamille wächst. Insekten werden von dem Blütenmeer angelockt. Haben wir die Pflanze einmal im Garten, so sät sie sich immer wieder von alleine aus. Wie wäre es, wenn wir sie zwischen unsere Zierpflanzen aussäen? Auch dort wirkt sie sehr dekorativ und bei Bedarf kann man jeder Zeit frischen Kamillentee aufbrühen.

Spitzwegerich *Plantago lanceolata*

Wegerichgewächse *Plantaginaceae*

Kurzbeschreibung der Pflanze:

Das ausdauernde Kraut hat eine kurze Wurzel und eine Blattrosette aus lanzettlichen steifnervigen, zum breiten Stiel hin allmählich verschmälerten Blättern. Die aufrechten Stengel werden bis zu 50 cm hoch und tragen die zu einer walzlichen Ähre zusammengefaßten winzigen, weiß-bräunlichen Blüten.

Blütezeit: V-IX

Vorkommen:

Fettwiesen, Rasen, Schuttfluren, Wege, Äcker.

Heilkräftige Pflanzenteile:

Gesammelt werden die Blätter.

Anwendung und Wirkung:

Spitzwegerich hat sich bei Erkrankungen der Atemorgane bewährt. Äußerlich wird der Saft der frischen Blätter als Wundmittel und zu Umschlägen bei Schwellungen gebraucht.

Sonstige Verwendung:

Zerkaute, frische Blätter auf Insektenstiche gelegt lindern merklich den Schmerz.

Geschichtliches, Wissenswertes:

Wahrscheinlich hat man Spitzwegerich schon immer als Wildgemüse zu sich genommen. Die besondere Heilwirkung wurde dabei wohl nicht immer beachtet.

„Früher soll der Spitzwegerich als sicheres Mittel gegen Schlangenbisse geholfen haben! ???“

Tips zum Schluß:

Aus den Spitzwegerichblättern bereitet man einen wohlschmeckenden Hustensaft, in dem man sie lagenweise mit Zucker in ein hohes Gefäß schichtet. Abschließend wird die letzte Schicht mit einem

sauberen Stein beschwert. Das Ganze wird dann während des Sommers bei gleichmäßiger Temperatur fermentiert. Eine konstante Temperatur erreicht man, indem man das gefüllte Gefäß in der Erde vergräbt oder in einem Gewölbekeller lagert. Nach einigen Monaten hat sich ein brauner Saft gebildet, der nach kurzem Aufkochen auf kleine Flaschen gezogen werden kann. Besonders Kindern schmeckt dieser Hustensaft gut. Er wird teelöffelweise genommen.

Die gehackten Blätter können dem Salat beigemischt werden. Auch als Gemüse mit anderen Wildkräutern zubereitet, ist er schmackhaft.





„Alt-Hohkeppel“: Vikarie und Schulhaus (vorne rechts), dahinter das kleine Küsterhaus

Anne Scherer

„Alt-Hohkeppel, Historisches und Histörchen“

Nach meinem 1984 herausgegebenen Buch über den Ort Hohkeppel und die Geschichte seiner Häuser und deren Bewohner ist soeben mein zweites Buch erschienen, das sich mit der Entwicklung des Schulwesens in Hohkeppel von 1700-1920 beschäftigt. Ein 2. Band über den Zeitraum von 1920 bis zur Schließung der Kath. Volksschule Hohkeppel ist geplant.

In meinem neuen Buch habe ich nicht nur Fakten gesammelt, sondern insbesondere versucht, die menschliche Seite des Schüler- und Lehrerdaseins und der Personen, die im Schulwesen Verantwortung trugen, lebendig werden zu lassen.

Wie überall, war auch in Hohkeppel die Kirche mit ihren Pfarrschulen die frühe Trägerin der Schulbildung. Das Küsteramt war mit dem Lehreramts verbunden, bis die besser ausgebildeten Vikare den Schulunterricht übernahmen. Heute kaum vorstellbar ist ein erfolgreicher Unterricht in niedrigen, beengten, hoffnungslos überfüllten Räumen. Kirchmeister Peter Neuhöfer berichtete, als er 1780 die Schule besichtigte:

„...daß die Kinder darin aus Platzmangel stehen mußten, und in Ermangelung von Tischen und Bänken hätten die Kinder beim Schreiben aufeinander gelegen...“



*Lehrer Conrad
Grommes vor der
einstöckigen
Schule in
Hohkeppel 1891*

Das 1780/81 neu erbaute Vikarie- und Schulhaus (s. S. 39) brachte keine wesentliche Besserung.

Durch persönlichen - nicht uneigennütigen - Einsatz des damaligen Pastors gelang es 1810, den ersten weltlichen Lehrer nach Hohkeppel zu holen. Nach Kündigung des Vikariehauses mußte der Schulunterricht nacheinander in verschiedenen angemieteten Häusern im Ort stattfinden, wobei die Schulzimmer selten mehr als 40 qm maßen, bis endlich nach Ankauf von Küstereiland durch die Gemeinde ein einstöckiges Schulhaus, geeignet für 130 Schüler, im Jahre 1856 gebaut wurde. Diesem Gebäude wurde 1908 ein zweites Stockwerk aufgesetzt.

Zur Geschichte der Hohkeppeler Schule gehören auch die jahrelangen Bauverzögerungen, verursacht durch Rat und Gemeinde, denn die Gemeinde war sehr arm und mußte zudem gleichzeitig ein weiteres Schulhaus in Schmitzhöhe bauen.

„Hohkeppel, von zwei Bergrücken durchschnitten, entfernt von Chausseen liegend, auch noch guter Gemeinewege gänzlich

entbehrend, ohne Fabriken, ohne Handel und allein auf den geringen Ertrag seines sterilen Bodens beschränkt, hat zwar keine Schulden aber auch nicht das geringste Gemeindevermögen.“

Die 38jährige Amtszeit des Lehrers Stupp umfaßt alle nur denkbaren Probleme im Leben eines Dorfschullehrers der damaligen Zeit. Das bescheidene Gehalt, Kinderreichtum, familiäre Schicksalsschläge brachten den Mann häufig an den Rand des Ruins. Seine ständigen 'Bettelbriefe' an den Bürgermeister belächelt man heute z B. wegen der umständlichen Ausdrucksweise, obwohl sie inhaltlich keineswegs zum Lachen sind.

„...Euer Wohlgeboren möge nachstehendem Gesuche geneigtes Gehör schenken... Nach Abzug aller Kosten bleiben ca. 150 Thaler. Es ist einleuchtend, daß in dieser theuren Zeit von täglich 12 1/2 Silbergroschen nicht die nöthigen Lebensmittel, geschweige die erforderliche Kleidung und das Brennmaterial etc. beschafft werden können. Da ich nun nichts nebenbei verdiene und dieses Jahr meine Kartoffeln und Bohnen gänzlich mißraten sind: So wird es hoffentlich erhellen, wie ich in

1908: Die Schule wurde aufgestockt und mit einem separaten Treppenhaus versehen (2. Klasse und Lehrerwohnung)



recht kümmerlichen Verhältnissen lebe, und dem bevorstehenden Winter nur mit vielen Besorgnissen entgegenblicken kann...

Euer Wohlgeboren gehorsamster Diener
Stupp, Lehrer“

Die mitten durch Hohkeppel verlaufende Gemeindegrenze zwischen Engelskirchen und Overath war eine Quelle ständiger Auseinandersetzungen, da sie auch die Schulbezirke trennte. Bei Unterbelegung der Hohkeppeler Schule war man an Gastschülern sehr interessiert, bei Überbelegung wurden sie abgeschoben. Diese Problematik hielt sich bis in die 2. Hälfte unseres Jahrhunderts.

Den 'roten Faden' durch mein Buch bilden die Menschen, die in Hohkeppel unterrichteten, die Küster, Vikare und Lehrer. Durch die ausführliche Darstellung der Strukturen des Schulwesens im Wandel der Jahrhunderte geht das Buch über eine lokale Bedeutung hinaus. Vielmehr können die in Hohkeppel festgestellten Entwicklungsschritte als beispielhaft für die Organisation des

Schulwesens im ländlichen Raum angesehen werden.

Das Buch ist erhältlich u.a. in den Buchhandlungen Zens, Lindlar, Schröder, Engelskirchen, Bücken u. Bücken, Overath, und bei der Verfasserin Anne Scherer, Burghof 2, 51789 Lindlar-Hohkeppel, Tel. 02206-3105. Preis DM 39,-.

Anne Scherer, geboren 1946 in Köln, zog als Lehrerstochter mit ihren Eltern 1953 in die Schule nach Hohkeppel, wo sie mit kurzen Unterbrechungen bis heute wohnt. Nach ihrer Schullaufbahn in Overath und Köln-Kalk studierte Anne Scherer an der Pädagogischen Hochschule in Köln und arbeitete als Grundschullehrerin in Bergisch Gladbach und nunmehr in Vilkerath. Angeregt durch zahlreiche Gespräche in der Familie, gab Anne Scherer 1984 ihr erstes Buch heraus über „Häuser und Leute“ in Hohkeppel. Nach der Veröffentlichung zum Schulwesen stehen noch die Themen „Kirche“ und „Bauern“ auf ihrem Forschungsprogramm.

Es spricht für die Aktivität der Geschichtswerkstatt Lindlar, daß ihre Mitglieder auch neben der Beschäftigung mit den großen gemeinsamen Themen noch Zeit finden zu kleineren Abhandlungen. Diese werden jedoch nicht aus zahlreichen anderen Büchern zusammengeschrieben, sondern „an der Quelle erarbeitet“. So fand Günter Jacobi Berichte aus dem Jahre 1701, die er zunächst einmal in die heutige

Schreibweise umsetzte, Berichte von einer Hinrichtung in Lindlar: Die Länge der Texte ergab sich jedoch nicht durch das dramatische Ereignis der Hinrichtung selbst - vom Grund der Hinrichtung erfahren wir so gut wie nichts - sondern hing damit zusammen, daß man dem evangelischen Delinquenten im katholischen Lindlar offensichtlich die evangelische Seelsorge verweigerte....

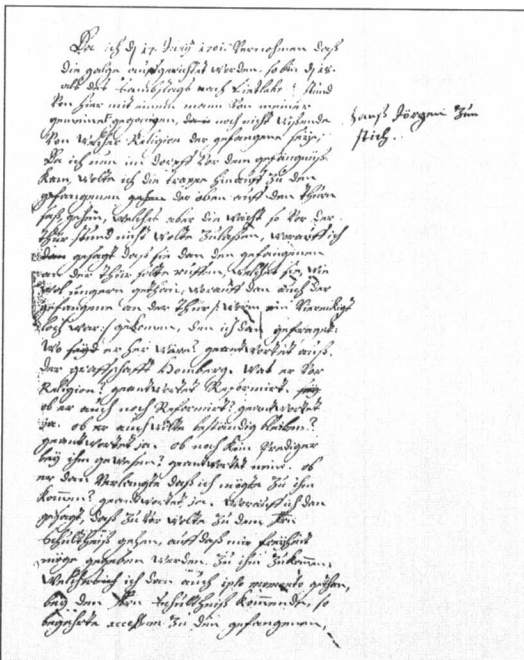
Günter Jacobi

„... daß die galge aufgerichtet worden. . .“

Diese Worte stehen am Beginn eines Berichtes über den Missetäter Peter Funk, eines Reformierten aus der Grafschaft Homburg. In der ersten Märzwoche 1701 war er ergriffen worden, am Montag, dem 20. Juni 1701 wurde er in Lindlar am Galgen hingerichtet.

Heinrich Hoffmann, Prediger der Evangelische Kirche in Dellling von 1699 bis 1721, beklagt sich über die Behinderungen seiner seelsorgerischen Pflichten an dem zum Tode

verurteilten Peter Funk. In seinem Bericht an die Churfürstliche Regierung in Düsseldorf beschwert er sich gleich gegen vier Personen: gegen Jacob Dietrich Litz, den Schultzeiß (Richter) des Amtes Steinbach, der seinen Amtssitz in Heiligenhoven hatte, gegen den Pfarrer von Lindlar, Heinrich de Monte, gegen Bonifatius Fabricius, einen Pater des Wipperfürther Klosters und gegen den Leiter der Schützen des „Churfürstlichen Hohen Keppeler Land-Gerichts zu Lindlar“, Jan Becker. Alle Versuche des evangelischen Predigers, den Gefangenen aufzusuchen, schlugen fehl. Und selbst auf dem Gang zur Hinrichtung achtete der Scharfrichter darauf, daß die Schützen Heinrich Hoffmann nicht an den zum Tode Verurteilten heranließen...

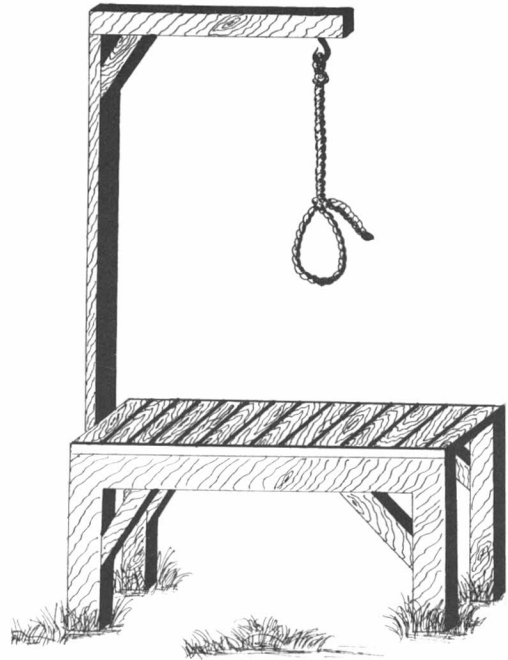


ungern, getan. Worauf dann auch der Gefangene an der Tür I: worin ein viereckiges Loch war : / gekommen, den ich dann gefragt, wo er her wäre, geantwortet, aus der Grafschaft Homberg. Was er vor Religion, geantwortet Reformirt. Ob er auch noch Reformirt, geantwortet ja. Ob er auch wollte beständig bleiben, geantwortet ja. Ob noch kein Prediger bei ihm gewesen, geantwortet nein. Ob er dann verlangte, daß ich möge zu ihm kommen, geantwortet ja. Worauf ich dann gesagt, daß zuvor wollte zu dem Herr Schultheis gehen, auf das mir Freiheit möge gegeben werden, zu ihm zu kommen. Welches ich dann auch iplo momente getan.

Es folgen die Stationen der Ablehnung: trotz mannigfacher Bemühungen gelingt es Prediger Heinrich Hoffmann nicht, zu dem zum Tode Verurteilten vorgelassen zu werden. Selbst auf dem Weg zur Hinrichtung scheidert sein Versuch, ein letztes seelsorgerisches Gespräch mit dem Delinquenten zu führen...

Am Montag, so bin ich mit dem Herrn Pastoren zu Bühn, nebenst den jungen Herrn Peil, auf den Weg gegangen, alwo der Gefangene uns vorbei mußte kommen, in Hoffnung, es würde der Gefangene mich sehen, und mich zurufen. Welches er aber nie hat können tun, weil er nicht gessen, sondern auf der Karre nebenst den Pastoren von Lindlar, der doch des vorigen Tags mit dem Gefangenen nichts wollte zu schaffen haben, gelegen, der ihm auch damals vorgesaget das Symb: Apost: es

gebet des Herrn, und darauf das sogenannte Ave Maria. Worauf ich aber gehöret, daß der Pastor gesagt, das müßt ihr glauben. Unterdessen, so würde der Scharfrichter, der vor der Karre herritte, meiner gewahr, und rief, ihr Schützen gebt Achtung, laßt niemand zu der Karr dringen. Wollen sie herzu dringen, so stoßt ihnen auf den Leib, daß das Eingeweid schon heraus gehet, ich stehe dafür, die Seelverführer seind da .



*So stellt sich eine Lindlarer Hauptschülerin heute einen Galgen vor
(Zeichnung: Tatjana Djatschenko)*

„Wege in und um Lindlar“

... so lautete das Schwerpunktthema der Geschichtswerkstatt Lindlar. Daran und an einigen anderen Themen arbeiten die 11 Mitglieder der Geschichtswerkstatt zur Zeit, nachdem sie ihr Thema „Heiligenhoven“ mit der Veröffentlichung in der letzten Ausgabe des FREILICHTBLICKs vorläufig abgeschlossen haben. Als Sprecherin gewählt wurde Gabriele Emrich. Sie vertritt die Geschichtswerkstatt im Vorstand des Fördervereins zur Zeit als Gast, nach dem Willen des Vorstands nach einer Satzungsänderung im kommenden Jahr als beratendes Mitglied. Der Vorstand ist sicher, daß die Anbindung der Geschichtswerkstatt sich förderlich auf die Arbeit des Museums und des Fördervereins auswirkt.

FERN-BLICK

Die Papiermühle Alte Dombach - Standort des Rheinischen Industriemuseums

Die Alte Dombach ist eine ehemalige Papiermühle am östlichen Ortsausgang von Bergisch Gladbach. Hier wird derzeit ein Standort des Rheinischen Industriemuseums aufgebaut, dessen erster Teilabschnitt im Sommer diesen Jahres eröffnet wird. Das Rheinische Industriemuseum (= RIM) umfaßt mehrere ehemalige Fabrikationsstätten der Metall-, Textil- und Papierherstellung im Rheinland, die zu einem Museum aufgebaut werden.

Thema der Außenstelle Bergisch Gladbach ist die Herstellung, Verwendung und Bedeutung von Papier. Ein Schwerpunkt der Museumskonzeption liegt auf dem Vergleich zwischen vorindustrieller und industrieller Produktion.

Von den Fachwerkhäusern der Papiermühle sind das Mühlengebäude, an das das Fabrikantenwohnhaus angrenzt, ein Trok-

*Anschrift: Rheinisches Industriemuseum
Museum für Industrie- und Sozialgeschichte
Außenstelle Bergisch Gladbach
Alte Dombach, 51465 Bergisch Gladbach
Telefon 0 22 04 / 4 16 90*

kenhaus, zwei Arbeiterwohnhäuser sowie Stallgebäude erhalten. Auch ein Teil des früheren Gartenlandes gehört zum Museum.

In der seit ca. 1620 bestehenden Papiermühle wurden Lumpen zu Papierbrei zerstampft. Zwei Wasserräder trieben die Stampfwerke an. Aus dem Papierbrei wurden die Papierbögen einzeln geschöpft, gepreßt und getrocknet.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzogen sich auch in der Papierindustrie entscheidende technische Neuerungen. Mit dem Aufkommen von Papiermaschinen wurden die Papiermühlen zu klein und es entstanden große Papierfabriken. Auch in der Alten Dombach wurde seit diesem Zeitpunkt nur noch der Rohstoff für die etwa 200 Meter bachaufwärts gelegene neue Fabrik Dombach hergestellt.

In einer Halle dieser Fabrik aus den 1870er Jahren wird die industrielle Papiererzeu-



*Die Papiermühle Alte Dombach von Nordwesten. Im größten Gebäude lagen die Produktionsräume und die Wohnungen der Besitzer. Der inzwischen zugeschüttete Mühlgraben verlief entlang der sichtbaren Fassade. Bei dem kleinen Gebäude rechts handelt es sich um einen Stall, bei dem großen Gebäude links um ein Trockenhaus.
Foto: Rhein. Industriemuseum.*

gung gezeigt. Eine 37 Meter lange Papiermaschine aus dem Jahre 1889, die noch bis Dezember 1991 in einer großen Bergisch Gladbacher Papierfabrik produzierte, wird hier aufgestellt. An dieser Maschine, die im Laufe ihrer über 100jährigen Geschichte immer wieder modernisiert wurde, lassen sich die technologischen Neuerungen im Papiermaschinenbau zeigen.

Im Juli diesen Jahres wird mit der Papiermaschinenhalle der erste Teil des Museums Alte Dombach eröffnet. Jeweils Sonntags von 11.00 bis 17.00 Uhr steht sie den Besuchern offen.

Als nächster Abschnitt wird die Fertigstellung des Trockenhauses erfolgen. Für diese Eröffnung, die die Architekten für Mitte 1996 in Aussicht stellen, wird eine Sonderausstellung vorbereitet, die in ihrer bisherigen Konzeption den Titel „Papier-Zeit“ trägt. Die Ausstellung - soviel sei verraten - wird die Verwendung und Bedeutung der unterschiedlichsten Papierprodukte thematisieren. Der Papierverbrauch stieg stark an: Um 1800 lag der Jahresverbrauch in Preußen bei 0,5 kg Papier pro Einwohner; heute benutzt jeder Bundesbürger etwa 200 kg Papier im Jahr. Das Produkt Papier durch-

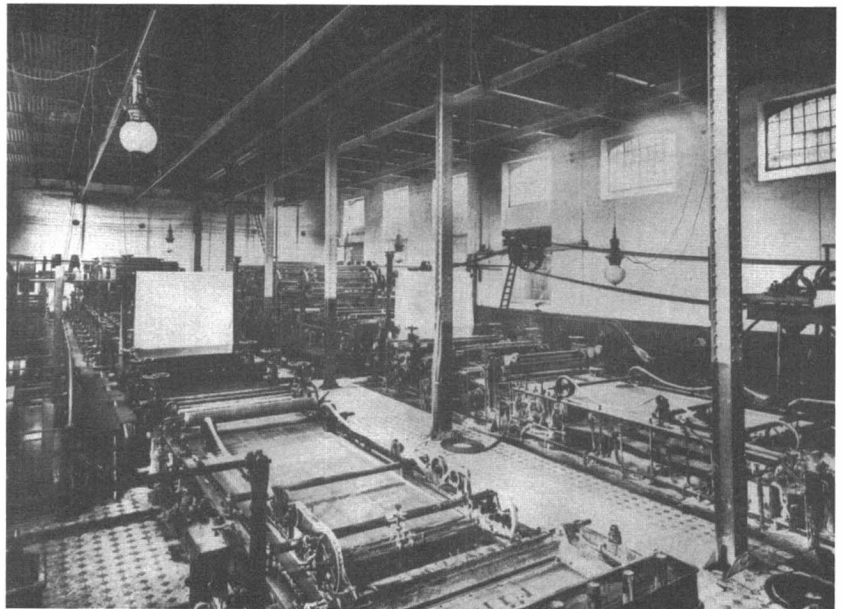
dringt alle Lebensbereiche: Wir ge- oder verbrauchen Papier nicht nur in Form von Büchern, Schreib- und Zeitungspapier, sondern für die unterschiedlichsten Zwecke wie Verpackungen, Hygieneartikel, technische Papiere und viele mehr.

Bis alle Fachwerkgebäude der Alten Dombach als Museum in Betrieb genommen sein werden, wird es wohl noch einige Jahre dauern. Am Mühlengebäude ist eine erste Grundsanierung abgeschlossen. Der Ausbau der Nebengebäude, in denen die Arbeitsbedingungen sowie die Wohn- und Lebensverhältnisse der Papiermacher und ihrer Familien dargestellt werden, befindet sich in Vorbereitung.

Annette Schrick

Annette Schrick M.A., 27, geboren in Bad Karlshafen bei Kassel, studierte in Bonn: Volkskunde, Kunstgeschichte und Italienisch. Derzeit ist Annette Schrick als studentische Hilfskraft in der Außenstelle Bergisch Gladbach des Rheinischen Industriemuseums angestellt.

Zwei Papiermaschinen, Firma Zanders um 1900. Auf Papiermaschinen entsteht das Papierblatt: Der Papierbrei wird auf ein Sieb aufgegeben, dann zwischen Preßwalzen und anschließend zwischen geheizten Zylindern entwässert. Das fertige Papier wird am Ende aufgerollt. - Die linke Maschine stammt von 1889 und kann ab Juli 1994 im Museum besichtigt werden. Foto: Stiftung Zanders - Papiergeschichtliche Sammlung Bergisch Gladbach.



DAS PORTRÄT

„... so ein altes Haus atmet Geschichte ...“

Martin Becker im Gespräch mit Maurer Bernd Dues

FREILICHTBLICK:

Herr Dues, während der letzten Aktionswoche des Museums im Sommer 1993 haben Sie mit Schülern an einem Fachwerkgiebel die Kunst der Ausfachung mit Lehm deutlich gemacht. Hat Ihnen diese Arbeit Freude bereitet?

HERR DUES:

Die Arbeit hat mir sehr viel Spaß gemacht, weil ich gefühlt habe, wie offen und aufmerksam die Schüler mit viel Freude mitgemacht haben. Diese Freude empfinde ich auch bei der Verwirklichung des Caritasprogramms zur Wiedereingliederung junger Menschen in das Berufsleben auf der Basis von AB-Maßnahmen.

FREILICHTBLICK:

Sie sind in der Handwerkergruppe des Museums für den Bereich Mauer, Fachwerkausfachung und ähnlichem zuständig. Haben Sie diese Qualifikationen extra erworben, oder konnten Sie das alles schon?

HERR DUES:

Ich bin gelernter Maurer und habe eine Zusatzqualifikation als Techniker für Bau- und Denkmalpflege in Raesfeld (Münsterland) erworben.

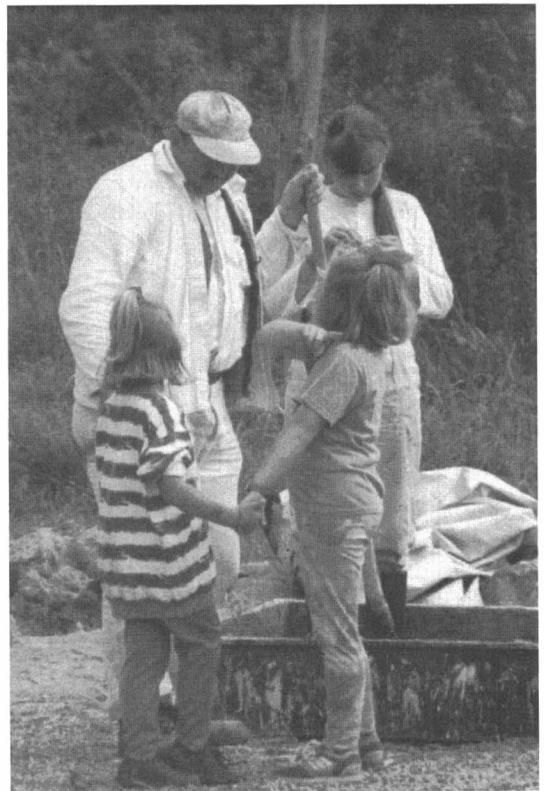
FREILICHTBLICK:

An Ihrer Aussprache bemerkt man, daß Sie nicht unbedingt aus dieser Gegend kommen. Woher stammen Sie und wie kamen Sie zum BFM?

HERR DUES:

Meine Heimat ist das Münsterland, genauer das Westmünsterland, also bin ich ein richtiger Westfale - wie übrigens einiger meiner

Kollegen hier. Nach der Ausbildung fiel mir die Stellenausschreibung in die Hände, ich



bewarb mich und bin seit November 1991 hier im Bergischen Freilichtmuseum.

FREILICHTBLICK:

Wenn Sie Ihre Arbeit hier im Museum mit einer ähnlichen Tätigkeit in der Wirtschaft vergleichen, welche Unterschiede fallen Ihnen

spontan ein, welche Art der Tätigkeit gefällt Ihnen besonders gut, was weniger gut?

HERR DUES:

Spontan fällt mir ein, daß mir die Arbeit sehr gut gefällt. Es macht Freude bei der Translozierung und dem Wiederaufbau von Gebäuden dabei zu sein. In dieser Richtung arbeite ich auch in meinem Heimatverein. Gut gefällt mir auch, daß hier jeder Mitarbeiter eine große Selbständigkeit hat und ihm damit auch Verantwortung übertragen ist. Wir haben hier Zeit für die Liebe zum Detail und zur Pflege alter Handwerkstechniken.

FREILICHTBLICK:

Sie waren schon beim Aufbau einiger Gebäude im Gelände beteiligt und sicher auch bei deren Abbau und Transport in das Depot. Entwickelt man zu den Gebäuden ein besonderes Verhältnis oder ist eine Arbeit wie jede andere in Ihrem Beruf auch?

HERR DUES:

Beim Abbau der Bandweberei war ich noch nicht dabei, wohl aber bei der Feilenhauerei Irlenbusch. Da habe ich gemerkt, daß man ein besonderes Verhältnis zu einem Gebäude entwickeln kann, das Herz hängt daran und man ist bemüht, es in seiner Originalität nach dem Aufbau zu erhalten.

FREILICHTBLICK:

Wenn Sie sich die Bandweberei betrachten, könnten Sie sich vorstellen, in diesem Haus zu wohnen und zu leben?

HERR DUES:

Vorausgesetzt ich nähme einige Einbußen

im Wohnkomfort hin, wäre ich sehr gern dazu bereit. So ein altes Haus atmet Geschichte.

FREILICHTBLICK:

Was macht die besondere Lebensqualität der alten Gebäude aus?

HERR DUES:

Ich glaube, es ist das Gefühl der Kontinuität, das Weiterleben der Tradition, das Bewußtsein, daß unser Leben letztendlich kurz erscheint.

FREILICHTBLICK:

Welche Aufgaben kommen als nächstes auf Sie und Ihre Mitarbeiter zu?

HERR DUES:

Wenn wir hier in der Bandweberei fertig sind, ist der Innenausbau der Feilenhauerei Irlenbusch dran. Ich freue mich schon darauf, weil ich wie bereits gesagt, beim Ab- und Wiederaufbau des Hauses dabei war.

FREILICHTBLICK:

Wenn Sie einen Wunsch für das Bergische Freilichtmuseum frei hätten, was würden Sie sich wünschen?

HERR DUES:

Jede Menge Sponsoren, ausreichend Maschinen und Geräte, Ausrüstung und Personal, damit bald ein schönes Freilichtmuseum für die Besucher fertig wird.

FREILICHTBLICK:

Wir danken Ihnen für das Gespräch und wünschen Ihnen alles Gute.

RÜCK-BLICK

- Oktober** 31.10.93 Das Bergische Freilichtmuseum bezieht die neuen Diensträume im Amtsgericht
- November** Beginn der Aufbauarbeiten für die Scheune aus Denklingen im Museumsgelände
- 11.-14.
Nov. 93 Internationaler Pilot-Trainingskurs:
 „Schutz und Pflege historischer Kulturlandschaften“ tagt vom 11. - 14. November im Saal des Alten Amtsgerichts.



Die Tagung wurde durch Exkursionen ins Oberbergische, u.a. nach Hückeswagen, Kaltenbach, in das Voßbruchtal und in das Gelände des Bergischen Freilichtmuseums (Foto) ergänzt

- Dezember** 8.12.93 Durchführung des ersten Teil des Seminars „Obstbaumschnitt“ unter der Leitung von Alfred Bart im BFM.

Januar

- 18.01.94 Vorstellung der neuen Diensträume (s. Foto)
- 21.01.94 Die Jahreshauptversammlung des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums findet erstmals im Saal des Alten Amtsgerichts statt.



- 21.01.94 Vortrag „Die Montangeschichte des Bergischen Landes“ von Günter Jacobi.

März

- 01.03.94 Volkskundlerin Dr. Britta Schmitz tritt ihren Dienst als wissenschaftliche Volontärin im Bergischen Freilichtmuseum an.
- 16.03.94 Vortrag „Die Geschichte der Eisenbahn im Sülz- und Aggertal“ von Eberhard Peterhänsel.

April

- 13.04.94 Vortrag „Streifzüge durch die Oberbergische Natur“ von Christine Wosnitza und Frank Herhaus.

Mai

- 01.05.94 Erste Samstagsführung über das Gelände des Bergischen Freilichtmuseums.

Bei Tante Clara in den geguckt zu

..... Gheimnisse aus Bergischen Küchen

Da Tante Clara ihren großen von Weißdornhecken umgebenen Krausgarten mit besonderem Fleiß und Ehrgeiz bestellte, verfügte sie schon zeitig im Frühjahr über frische Gemüse und Kräuter. Ende Mai, Anfang Juni fielen die ersten Erträge beim Ausdünnen und Lichten auf den von Buchsbaum umsäumten Beeten an, so daß frische Frühlingsuppe ein fester Bestandteil ihres Speisezettels war:

Frühlingsuppe: Quer durch Claras Garten



- 500g Suppenfleisch, ● ca 2l Wasser (kalt),
- ca 100g Kartoffeln gewürfelt,
- 1-2 Stangen junger Porree oder Zwiebelpfeifen,
- einige junge Möhren (ca 100g),
- ca 100g Kohlrabi incl. des inneren Blättchen,
- ca 200g Bohnen (Strauch-, Stangen-, Dicke Bohnen gemischt),
- ca 200g Erbsen und Zuckerschoten,
- einige junge Spinat- und Sellerieblätter
- Liebstöckel, Petersilie und Schnittlauch,
- Salz und Pfeffer. ggf. saure Sahne.



Tante Clara setzt zunächst das Fleisch mit kaltem Wasser auf den Herd und läßt es ohne Deckel 45 Min. leicht kochen (ggf. mit den Stängeln vom Liebstöckel - später herausnehmen). Dann gab sie die Kartoffeln, Möhren und Kohlrabi hinein. Es folgten die Bohnenkörner, die grünen Bohnen, Erbsen und Schoten, sowie der Porree oder die Zwiebelpfeifen ("Blüchspießen"). Das Gemüse läßt sie je nach Größe bis zu 30 Min. mitkochen, so daß es noch bissfest bleibt. In den letzten 5-10 Min kochten die Gemüseklättchen mit. Zum Schluß schmeckte sie mit Pfeffer und Salz ab, gab das kleingeschnittene Porree wieder in die Suppe und garnierte mit gehackter Petersilie und Schnittlauch. Mit einem "Klatsch" saurer Sahne und einer Scheibe Graubrot schmeckt diese Frühlingsuppe mir am besten.



Euer Pottekieker mit Tochter Clara



Neue Publikation des Bergischen Freilichtmuseums

Barbara Salomon-Liebeck:

Haus, Hof und Flur. Untersuchungen zum oberbergischen Weiler als Grundlage für das Bergische Freilichtmuseum Lindlar.

Schriften des Bergischen Freilichtmuseums Nr. 3, Köln 1993, 48 S., 7 farbige Karten als Anlage. DM 18,-

Inhalt der neuesten Publikation des Bergischen Freilichtmuseums ist der oberbergische Weiler und seine Flur. An Beispielen aus den Urkatasterkarten des Raumes Much-Ruppichterth-Nümbrecht zeichnet Barbara Salomon-Liebeck Siedlung und Landnutzung im Oberbergischen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts nach und verdeutlicht eindrucksvoll den hohen Informationsgehalt alter Karten. Die Kapitel über Gehöft und Hausbau, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Bevölkerungsstruktur, vor allem aber über die Landnutzung bieten wertvolle Details und zeigen in den Bereichen Ackerbau, Viehwirtschaft, Wiesen-, Garten-, Wald- oder Heidenutzung sowie im Bereich Fischerei eine Fülle an Informationen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung bieten nicht zuletzt wichtige Grundlagen für die Planungen einzelner Baugruppen sowie ganzer Geländeabschnitte im Bergischen Freilichtmuseum. Sie zeigen darüberhinaus, wie wertvoll sie für den Aufbau eines regionalen Freilichtmuseums sind. In einem zweiten Teil werden in dieser Publikation Ziele und Aufgaben des Bergischen

Freilichtmuseums im Überblick dargestellt. Jan Carstensen bietet Einblicke in das Konzept des Bergischen Freilichtmuseums und den Schwerpunkt „Ökologie und Umweltschutz“. Brigitte Trilling-Migielski erläutert die Umsetzung dieses ökologischen Schwerpunktes und zeigt die Möglichkeiten auf, eine historische Kulturlandschaft - hier: die frühere bergische - in ihren Grundzügen im Bergischen Freilichtmuseum wiederentstehen zu lassen. Dieter Wenig bietet Aspekte hauskundlicher Forschung und verweist auf die Wichtigkeit grundlegender und umfassender Erforschung und Dokumentation von Gebäuden und ihres gesamten Umfeldes für die spätere Präsentation im Museum. Zu beziehen ist diese Publikation über den Rheinland-Verlag, 50259 Pulheim-Brauweiler oder über das Bergische Freilichtmuseum.

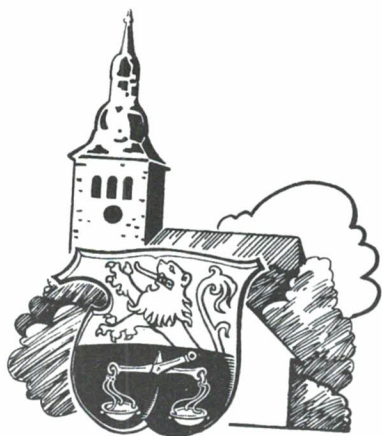
MA

Haus, Hof und Flur



Untersuchungen
zum oberbergischen
Weiler als Grundlage
für das Bergische
Freilichtmuseum
Lindlar

LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND
Bergisches Freilichtmuseum
für Ökologie und bäuerlich-
handwerkliche Kultur



Ihr Freizeitziel.

Lindlar

im Naturpark
Bergisches Land

Familienfreundlicher Ferienort (30 km von Köln) mit Freizeitpark, 200 km Wanderwege, Grillhütten, Hallenbad mit Wasserrutsche, Abenteuerspielplatz, Jugendherberge, Planwagenfahrten, gemütliche Restaurants und preiswerte Unterkünfte.

„Ferien auf dem Bauernhof“, sowie Urlaub im Schloß möglich.

Verkehrsamt Lindlar · Postfach 11 20 · 51779 Lindlar · Telefon 0 22 66/96 67

BERGISCHES FREILICHTMUSEUM
für Ökologie und bäuerlich-handwerkliche Kultur

Anschrift

Pollerhofstraße 19-21, 51789 Lindlar, Telefon 02266/3314

**VEREIN DER FREUNDE UND FÖRDERER DES BERGISCHEN
FREILICHTMUSEUMS LINDLAR**

Anschrift Borromäusstraße 1, 51789 Lindlar

Vorstand: Dr. Ernst Zinn, Vorsitzender
Robert Wagner, 1. stellv. Vorsitzender
Annemarie Hagen, 2. stellv. Vorsitzende
Udo Huss, Schatzmeister

Werner Hütt, Schriftführer
Heinz Dieter Grüsges, Beisitzer
Erhard Nagel, Beisitzer
Konrad Heimes, Beisitzer

RWE Energie
Regionalversorgung Reisholz

**Tradition und Modernität -
Lindlar verbindet beides
gelungen miteinander.**

**Tradition und Modernität
prägen RWE Energie
als kompetenten Partner.**

Besuchen Sie uns oder rufen Sie an:

Energieberatung Lindlar

Eichenhofstraße 4, 51789 Lindlar, Telefon 02268/421

geöffnet montags bis freitags 7.30 bis 10 Uhr und nach Vereinbarung



Gefördert
durch die
Kulturstiftung Oberberg
der Kreissparkasse Köln